



Im Buchenhof.

Eine oberösterreichische Erzählung

von
Fanny Kaltenhauser.

3

5.

Der nächste Tag beginnt mit einem trüben, wolkenverhangenen Himmel. Ein zuwideres Wetter für den Buchenhof. Das Korn auf seinen Feldern ist vollreif und sollte, je eher desto besser, geschnitten werden. Ratlos steht er eine Weile vor einem Fenster der Wohnstube und sieht bald zu dem Himmel auf, bald zu den fremden Schnittern hinüber, die im Hofraum bei einander stehen und darauf warten, ob das Nachwort des Bauers sie zur Arbeit befiehlt oder zum Aufschub auf ein besseres Wetter. Und schon ist der Bauer zu letzterem entschlossen, als der Großknecht unter der Stallthür erscheint, einen Moment nach dem Wetter auslugt und dann zum Fenster, wo der Bauer steht, näher herankommt. „Ich mein', Bauer, es wird noch schön heut — und wir dürfen es wagen,“ ruft er herüber.

Der Bauer nickt dazu. „In Gottesnamen, so geht ihr's halt an!“

Ueber all die fremden Gesichter zieht ein freudiger, heller Schein; — diesen ist die Arbeit noch eine Gottesgab', denn nicht allein die Nahrung, auch Ehre und Friede und Freude bedeutet sie ihnen, und einen unthätig verbrachten Tag haben sie „dem Herrgott abgestohlen“. — Zu zweien und dreien schreiten sie nun aus dem breiten Einfahrtsthor, und fröhliche Lieder klingen dabei aus all den frischen und den heiseren Kehlen:

„Und 's Dirndl hat g'sagt,
Und sie hätt' mi' so gern
Als wie von die Pürsch
Und Kerchen die Kern'.

Die Salaria Dirndln
So jan' f' allejam',
Und erst recht soppen f' ea'm
Bald f' oam anbandelt ham.

Zu dir bin i' gangen
Ueber Hecken und Bühl,
Und zu dir geh' i' nimmer,
Du soppest mi' z' viel.

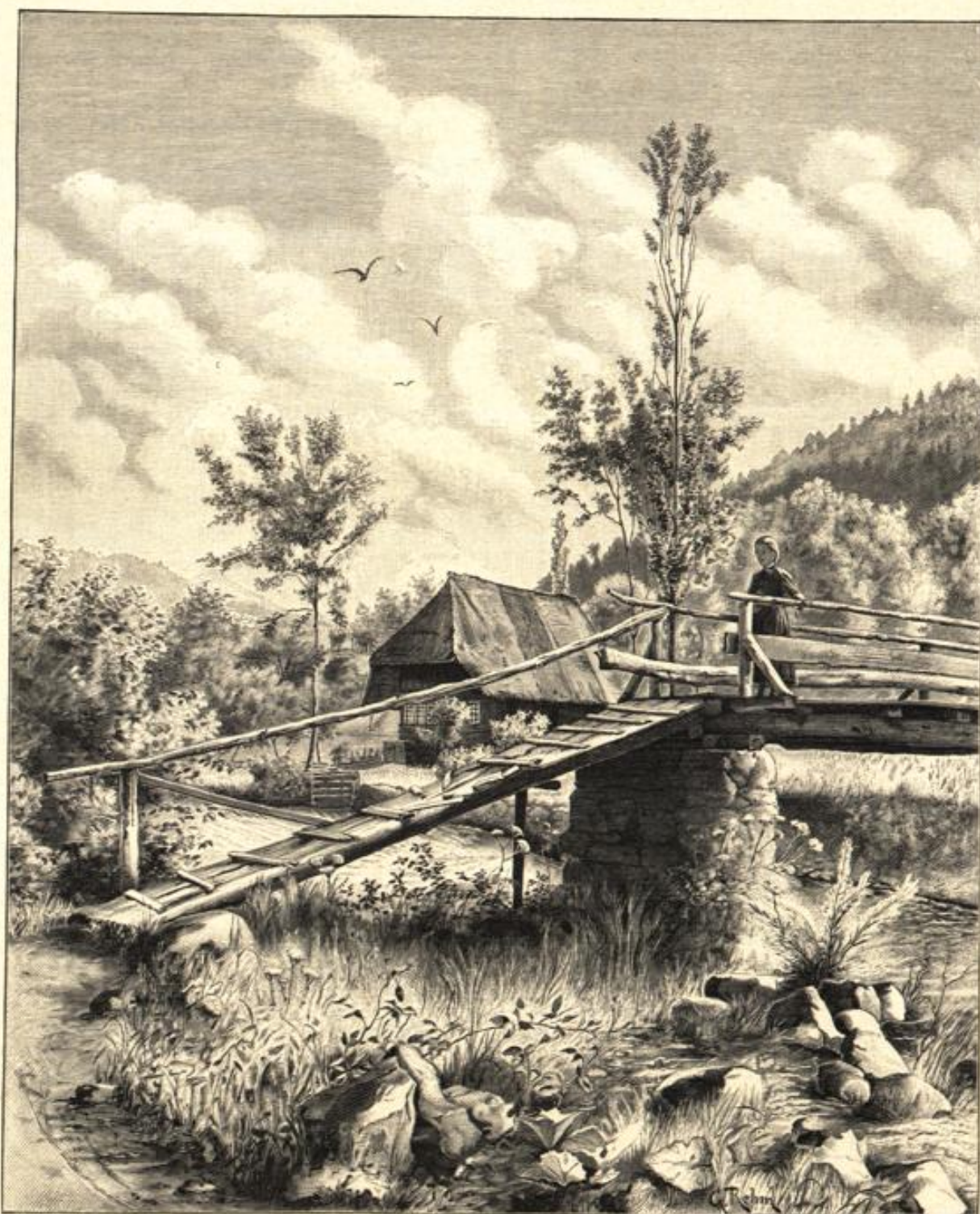
Schau, schau, wie's thut regnen,
Schau, schau, wie es giazht,
Und du derfst nüt mit mir reden,
Wann's di' verdriacht.

Zwoa schneeweiße Täubel,
Und eins hat an Stern,
Und iacht hat mein alter Schatz
Mi' a' wieder gern.

Allmählich wurden die Worte unverständlich, der vielstimmige Gesang tönte aber noch lange fort.

Drunnen in der halb dämmerigen Küche aber summt eine weiche, traurige Mädchenstimme halb in Gedanken leise nach: — „Und du derfst ja mit mir nüt reden, wann's di' verdriacht!“

Die Franzi lehnte an der Wand neben dem großen



Das Bachhäusle an der Gufach.

Originalzeichnung von Gustav Rehm.

Herde mit vor der Brust krampfhaft ineinander verschlungenen Händen. Und nun schlug sie die Hände vor das traurig erscheinende, blasse Gesicht und schluchzte schwer, thränenlos auf. Wie sie vorhin über den Hausflur zur Küche gegangen und einen Augenblick unter die Haustür getreten war, da war der Lenz mit schwerfälligem Schritt an ihr vorübergekommen. Sie hatte aufgesehen in sein Gesicht, aber er that, als sähe er sie nicht; seine Augen gingen an ihr vorüber wie die eines Blinden, und doch sah sie ein leidenschaftliches Aufflammen in den Augen und sah es um den Mund zucken wie von einem tief in den Körper einschneidenden Schmerz. Er bemerkte sie, sie wußte es gewiß, aber — er wollte nichts reden mit ihr. Und warum nicht? Wollte er etwa den gestrigen Tag verlöschen aus seinem Gedächtnis?

Leutlos, langsam, in den Füßen ein Zittern und Wanken, hatte sie sich in die Küche geschlichen und eine Zeitlang wie wirr und betäubt dagestanden, bis die Melodie und die Worte, die sie vorhin gehört, in ihrem Gedächtnis wiederkehrten und ihr so gut auf sie selber zu passen schienen; — nein, er brauchte ja nicht zu reden mit ihr, wenn es ihn verdross! Sie dachte es, einen Augenblick erbittert, zornig, mit einem tief verletzten Herzen; im nächsten Moment aber hatte ihre heiße Liebe alles wieder verziehen, und nur allein ein Weh stieg in ihr auf, als wäre ihre Seele todtwund.

Und da schlug sie die Hände vors Gesicht und kannte sich nicht aus in dem Leid, das ihre Liebe über sie brachte. Wieviel Zeit so verging, da sie sich willenlos ihrem bitteren Harm hingab, das wurde ihr nicht klar. Das Geräusch langsame und wie bedächtig auftretender Schritte drang plötzlich an ihr Ohr — im Hausflur draußen ging ihr Vater. Mit festem Willen nahm sie sich zusammen, um, wenn er eintrat, ruhig zu erscheinen und ihm so nichts zu verraten von ihrer Trostlosigkeit. — Aber der Buchenhofer kam nicht herein; der ging hinaus zu den Ställen, um ein wenig nach dem Rechten zu schauen, denn jetzt, wo die Feldarbeit so alle Zeit in Anspruch nahm, jetzt wurde es manchmal mit der Haus- und Stallarbeit etwas weniger genau genommen. Als er eine Viertelstunde später wieder ins Haus zurückkehrte, fand er die Franzzi in der Wohnstube eifrig beschäftigt; sie hatte eben den aufgestreuten weißen Sand auf der Diele zusammengekehrt und streute nun frischen, feingeseibten auf.

Der Buchenhofer trat zu einem Fenster und nahm seine dort im Eck lehrende kurze Pfeife. „Muß ein Pfeiferl rauchen!“ sagte er und stopfte sich gemächlich den feinen Meerchaumkopf, den ihm die Franzzi kürzlich zu seinem Namenstag als Angebinde verehrt hatte. „Nach den gestrigen Strapazen mit der Hochzeiterlei schmeckt's mir gewiß besonders gut. Geh, Franzzi, bring mir ein Feuer.“

Die Franzzi brachte ihm einen brennenden Span aus der Küche. Während er sich denselben an die Pfeife hielt und in kurzen Pausen eifrig an der Pfeifenspiße sog, um den Tabak in Brand zu setzen, that er in diesen kurzen Unterbrechungen hastige Reden: „Mein, ich sag' es dir, Dirndl — eine Freud' ist es, eine wahre, mit dem Lenz. Nicht ein Mankerl hab' ich gefunden, nirgends, soviel als ich auch geschaut hab'! Das ist halt: er läßt es sich nicht verdrießen und schaut überall fleißig nach, ob alles recht gemacht wird — und wenn er noch so viel zu thun hat! Wenn es um seine eigne Sach' ging, könnt' er nicht bessere Augen haben darauf. Das ist einer, der zehn andre im Gewicht hebt.“

Der Brand war fertig, aber nicht allein in der Pfeife; auch in dem Herzen Franzzis lohnte es in jähher tiefer Freude, und ein sanftes Glühen ging über ihr Gesicht. — Daraus hatte sie ihr ganzes Hoffen gesetzt, daß der Vater den Lenz als einen überaus tüchtigen Wirtschaftler kannte; der Hof würde nimmermehr zu Grunde gehen unter dessen Hand, — dieser Gedanke mußte den Vater der Heirat geneigt machen, wenn er einmal sah, daß sie, die Franzzi, von einem andern nichts wissen wollte. — Die rosigte Blut wich wieder von dem schönen Mädchen Gesicht. Das war ja gestern gewesen, daß sie so frohem Hoffen Raum gegeben in ihrem Sinn, heute — war es wieder so wie vorgestern: sie wußte nicht, ob der Lenz sie mochte oder nicht. Das Herz krampfte sich ihr zusammen, als dieser Gedanke nun wieder auf sie eindrang. Schweigend, in den Augen einen feuchten Glanz, trug sie den glimmenden Span zu dem großen, grünen Rachelosen hinüber.

Der Buchenhofer mochte wohl eine Antwort erwartet haben; er schaute dem Mädchen mit einem eigentümlichen, forschenden Blick nach, schüttelte leicht den Kopf und setzte sich dann schmauchend an den großen, eichenen Tisch. Doch er nahm die Pfeife bald wieder aus dem Mund, traute sich mit der Spitze derselben hinterm Ohr und fing wieder über den Lenz zu reden an. „Franzi, hast den Lenz nicht gesehen heut? Ich weiß nicht, ich bin völlig erschrocken, wie ich ihm ins Gesicht geschaut hab'. Raschewiß ist er gewesen, und die Augen find brinnen gelegen wie in einer Gruben — wie's leibhaftige Elend ist er mir vorgekommen.

Ich bin in der Angst, daß ihn eine Krankheit anpackt. Das Tanzen gestern und das wenige Schlafen heut nacht, das kann ihm ja doch nicht so sakrisch zugefegt haben!“

Die Franzzi stand gerade vor dem einen Fenster, welches voll Blumenstöcklein war; mit behenden Fingern zupfte sie die weissen Blätter von dem dunkelrot blühenden Geranium, und wiederum ließ sie kein Wort verlaufen bei der Rede ihres Vaters. Aber es hatte ihr einen schmerzlichen Stich gegeben in der Brust, als der Vater von dem übeln Aussehen des Lenz sprach, und nun bebte ihr Herz in wilden Schlägen, von denen sie meinte, der Vater müsse dieselben vernehmen. So schnell es anging, machte sie sich hinaus. Und es war gut, daß sie heute so eifrig und flink schaffen mußte, um das Mittagessen für die vielen Leute zur richtigen Zeit fertigzustellen, sonst wäre ihr Herz vergangen im Leid; — des Vaters Worte hatten ihren Gram erst zwiefältig gemacht.

Beim Mittagessen geht sie gar nicht in die Stube hinein; sie will dem Lenz nicht nahe kommen unter all den fremden Leuten, und dann weiß sie auch, daß sie nicht gut aussieht, und denkt sich, es könnte eins oder das andre über ihr schlechtes Aussehen Worte machen. Die Ausrede, daß sie in der Küche so arg viel zu thun hat, hilft ihr dabei gut heraus. Nach dem Essen giebt es wieder viel Arbeit mit dem Reinigen der großen, irdenen Schüsseln und der vielen hölzernen Teller, welche letztere alle mit Sand so tüchtig gerieben werden müssen, daß sie rein weiß blinken. Dabei hilft ihr die Kleindirn. Unterdessen naht die Jausenzeit, und sie trägt mit der Kleindirn zusammen ein paar große, weitbauchige Krüge Most und einen Korb voll Brostüde hinaus aufs Feld. Dort ist die Arbeit tüchtig vorgekommen, das geschnittene Korn ist zum größten Teil schon zu hohen „Mandeln“ aufgeschichtet und den Arbeitern rinnt der Schweiß übers tiefgerötete Antlitz. Der Tag ist heiß geworden, die Sonne brennt vom tiefblauen Himmel hernieder, als wolle sie alles auf der Erde Befindliche jengen und dorren.

Die Schnitter setzten sich zusammen auf den Feldrain unter den Schatten eines Baumes; der Lenz befand sich nicht unter ihnen. Er stand weitaus am andern Ende des Feldes und schichtete eben eine Mandel auf. Einer der Schnitter schrie hinab, er möge zur Jause kommen, der Lenz aber winkte mit der Hand ab. Da nahm die Franzzi einen bereits über die Hälfte leeren Krug und ein großes Stück Brot und schritt damit übers Feld hin zum Lenz. Er achtete nicht auf ihr Nahen, und doch mußte er ihre Schritte auf den knisternden Halmenden zuletzt deutlich hören. Sie sah, daß er im Gesichte glühend-rot erschien. „Du mußt ja doch einen Durst haben bei der Hitz!“ sagte sie, als sie neben ihm stand und ihm den Krug hinhielt.

„Ist nicht so arg. Setz den Krug nur hin auf die Erd', ich trink' schon nachher,“ sagte er, ohne sie anzusehen.

Da mußte sie reden. Es zerriß ihr das Herz, daß er so thun konnte, als ginge sie ihm nichts an; als wäre es ihm ganz ein Wesen, ob eben sie oder eine andre dastehende neben ihm. Sie sah mit schmerzlicher anklagendem Blick auf ihn. „Lenz,“ sagte sie in einem weichen und ernstlich fragenden Ton, „hast es vergessen, was gestern gewesen ist mit uns zwei?“

Eine Weile sah sie ihn über eine Garbe gebückt dastehen und dieselbe langsam aufnehmen, dann richtete er sich auf und schüttelte den Kopf. „Vergessen möcht' ich es, wenn ich könnt'!“ kam es klanglos, wie müde von seinen Lippen.

„Wenn du es könnt'!“ wiederholte sie leise und bekümmert. „Und wegen was müdest es vergessen, ha? Daß ich eine reiche Bauernochter bin, das brauchst nicht zu fürchten, mein Vater sagt schon ja, Lenz! Ich mein' es für gewiß! Siehst, erst heut hat er dich wieder so gelobt und hat eine wahre Freud' gehabt an dir! Und mich, sein einzig's Kind, hat er arg gern. Lenz, wenn es das ist, das wird kein großer Kampf werden, wegen dem brauchst dich nicht abzupreinigen! Oder, Lenz, ist's was andres, daß du mich lassen willst?“

Er schwieg und arbeitete weiter; und trotzdem er nicht große Anstrengungen zu machen hatte bei seiner Arbeit, er leuchte dennoch wie unter schweren Lasten. Mit brennendem Blick schaute die Franzzi zu ihm hin. „Oder hast mich doch nicht so gern, wie ich mein'? Und es ist von wegen dem?“ sagte sie langsam, still und doch mit einem erschütternden Frageton, der ihn zwang.

Die Garbe sank aus seinen Händen, während sich sein Gesicht ihr voll zuwandte. Und wie er sie ansah, ihr bleiches, zuckendes Gesicht erschaute und die Augen, die mit einem Blick an seinen Lippen hingen, als vermöchte er ihr Tod und Leben zu bieten mit seiner Antwort — und wie er so die große, übermächtige, leidvolle Liebe ihres Herzens erkannte, da vergaß er, wo er sich eben befand, daß er unter Gottes

freiem Himmel stand und die Schnitter dort drüben ihn sehen konnten, er streckte die Arme aus nach ihr und riß sie an sich und drückte sie an seine heftig atmende Brust. „Die Sternbln vom Himmel hol' ich für dich, Franzzi, wenn du sie haben willst!“ stieß er innig und doch mit vollster Leidenschaft hervor, und dann neigte sich sein Gesicht über das ihre und seine Lippen preßten sich auf ihren Mund — und ihr war, als sollte sie in den Himmel eingehen zur ewigen Seligkeit.

„Lenz,“ stieß sie lachend und weinend zugleich hervor, als er sie losließ. „Lenz, die Sternbl am Himmel laß broben leuchten ihr ewigs Licht, ich verlang' nur dich und dein Herz voller Lieb!“ Und sich ihm mit frohem Blick lächelnd zuneigend, fragte sie: „Aber geht, heut gleich, wenn du heimkommst, red' mit dem Vater? Jetzt haben es die Deut' auch gesehen, wie gern als du mich hast, jetzt giebt es kein langes Umthun nimmer, sonst erhalt' ich eine schlechte Nachred'.“ Sie sah nicht, was der Lenz für ein Gesicht dazu machte, denn er hatte sich plötzlich wieder zu seiner Arbeit gewendet, und nur ein halbblaues „Ja, ja!“ hörte sie ihn sagen. „Bist du aber auf die Arbeit veressen!“ sagte sie lachend. „Das ist freilich meinem Vater so lieb wie ein schönes Stück Geld, das weiß ich. Aber plag dich nicht gar zu arg, er hat so heut gemeint, du hätt'st ein Aussehen, als wie wenn du krank wüß'st! Und wenn du trinten willst, is' lieber zuerst einen Bissen Brot, daß du keinen Schaden erleidest bei der Hitz' heut. Und jetzt behüt dich Gott und — komm nicht zu spät heim! Ich kann sonst mein Herz nicht zurückhalten, daß es mir nicht heraus-hüpft vor lauter Freud'!“

Und von dem Felde folgte sie auf den Fahrweg hinüberbiegend, ging sie an den Schnittern nicht mehr vorüber. Mit flinken Füßen, leuchtenden Augen ging sie heimwärts; ihr zur Seite wogten hohe Korn- und Weizenfelder, und die bewegte Luft strich darüber hin und beugte eine Aehre um die andre; ein leises Raunen und Wispern ging von diesen aus, als erzählten sie einander wunderbare Märlein. An die Felder reihten sich tiefgrüne, breite Wiesenflächen, auf denen es gelb, rot, blau und weiß leuchtete von unzähligen Blumen. Schillernde Schmetterlinge flogen hin und her, hielten auf den Blümchen süße Raft und tanzten danach aufs neue wieder in die sonnige, klare Luft empor. Verborgen unter Gräsern hausten Grillen und zirpten lustig. Eine Schar Vögel flog hoch im blauen Aether daher, jäh ging der Flug niederwärts, bis sie auf einmal auseinander huschten und sich dort vorne auf den Apfelbäumen am Feldrain einzeln oder mehrere zusammen niederließen. Als die Franzzi unter den Bäumen hinschritt, klang es hier leise und süß — dort schmetternd, voll Jubel an ihr Ohr — wunderbare Nieder aus winzigen Vogelkehlen.

Und des Mädchens Blide wanderten hierhin und dorthin; mit einem leuchtenden Schimmer schauten die braunen Augen auf die Herrlichkeit der Natur. Es schien Franzzi, als wäre es niemals so gewesen um sie herum wie heute.

Der Vater stand im Hofe, als sie daheim anlangte. „Na, hast schon ein wenig Mandeln' ersehen?“ fragte er sie, da sie herantam.

„Freilich, eine ordentliche Zahl schon! Der Lenz hat frei nicht einmal Zeit zu einem Jausentrunk, so preßiert's ihm mit der Arbeit.“ Ihr ganzes Gesicht lachte, und hinter den roten Lippen erschienen die beiden Zahnreihen wie blinkende Perlen.

In den Augen des Buchhofers leuchtete plötzlich freudiger Stolz auf, als er auf seine Tochter schaute. Ein prächtiges Dirndl war sie halt, seine Franzzi, da gab es schon nichts; zumal, wenn sie ein frohes Lachen im Gesichte hatte, konnte man sich gar nicht satt-schauen an ihr; da durfte man schon lange suchen nach einer, die ihr gleichkam! — „Dirndl,“ brach es in seiner überquellenden Vaterfreude von seinen Lippen, „Dirndl, der darf eine Freud' und einen Stolz haben, der dich einmal als seine Bäuerin bekommt! Ha, bist denn allerweil noch nicht zu einem Entschluß gekommen, ob du den Peter nimmst oder nicht? Schau, er wartet halt so viel hart, ich merk' es.“ Es war ihm in den letzten Tagen so vorgekommen, als wäre der Franzzi ein andrer weit lieber wie der Peter, aber er ließ sich nichts merken davon; die Franzzi mußte schon selber reden um ihre Sache, wenn ihr so viel daran lag. Es würde ihn ja nicht leicht ankommen, anstatt des Peter, der einige tausend Gulden mitbrachte in seine Ehe, den Lenz, der nur seine zwei fleißigen Hände besaß, als Schwiegerjohn anzunehmen, aber die Hauptsache war doch, daß die Franzzi einen Mann erhielt, mit dem sie in Frieden und Freude leben konnte, nicht so einen, an dem ihr nichts lag. Und dann: das war ja gewiß, daß der Lenz alle Kräfte daran setzen würde, um den Hof noch ansehnlicher, die Gründe noch ertragsfähiger zu machen, und er hätte kein richtiger Bauer sein müssen, um das nicht überaus hoch zu schätzen und bei einem solchen Schwiegerjohn über manches andre hinwegzusehen.

Die Franzi hatte auf einmal ein ganz rotes Gesicht und so merkwürdig schauende Augen. Sie stand auf einmal ganz knapp neben dem Vater und legte ihre Rechte auf seinen Arm: „Der Peter wartet nicht mehr auf mich, Vater, der weiß schon, daß er mich nicht haben kann!“ sagte sie ernst. „Ich nehm' mir halt nur einen, der mich vom Herzen freut! Und, Vater, nicht wahr, wenn ein solcher kommt, vielleicht bald schon, etwa noch heut — nachher thust dich nicht aufhalten dagegen? Gegen meine Lieb' und meine Heirat, wenn er auch nichts mitbringt, wenn er auch nur mit seine arbeitsamen, aber leeren Hände kommt?“

Also so weit war es schon? Es kam ihm nun doch überraschend, dem Buchenhöfer, daß das so schnell gegangen war. Er legte die Rechte schattend über seine Augen und stand eine Weile sinnend. Danach, als die Hand wieder sank, blickte es schalkhaft in seinen Augen. „Ja, was meinst denn? Meinst denn, ich sollt' mein sauberes, einzig's Töchterl und mein schönes Gütl hergeben? Da müßt' ja doch der Buchenhöfer rein seinen Verstand verloren haben! Na, na, Dirndl, aus dem Handel wird schon nichts. Schaut's da her, 's Dirndl und 's Gütl hergeben an den ersten besten! Na, so was!“

Dabei stemmte der Bauer beide Fäuste in die Seiten und sah sein Kind einen Moment mit verstellter, strenger Miene an. Aber die Franzi hatte es schon am Klange seiner Stimme herausgehört, daß die Worte nicht im Ernst gemeint waren. „Na, Vater, der erste beste ist's nicht; dem du mich geben sollst, das ist der, dem ich mein Herz geschenkt hab' und den ich gern hab' über alles!“

Mit einer schlichten Innigkeit kamen die Worte aus des Mädchens Mund, und wie eine fromme Bitte, so rührten sie den Bauer. Eine seiner schwieligen Hände hob sich plötzlich und strich der Franzi über das goldig braune Haar hin. „Ich seh' es schon, es bleibt mir halt nichts andres mehr übrig, als daß ich „Ja“ und „Amen“ sag'! Na, wenn es nur ein braver Mensch ist, ein ordentlicher, Franzi, nachher hält dich dein alter Vater von deinem Glück nicht zurück. Bist ja mein Einziges jetzt auf der Welt, Dirndl! Sollst mir nicht einmal ins Grab nachsagen dürfen, ich wär' deinem Glück widerstanden! — So, Dirndl, und jetzt geh und schau zu deiner Arbeit; wir Bauernleut' haben nie viel Zeit zum Reden, bei uns heißt es alleweil fleißig zugreifen, wenn man auf der Höh' bleiben will.“

Der Buchenhöfer zwinkerte seltsam mit den Augen, und da er zuletzt in einem festen Ton hatte sprechen wollen, die Weichheit jedoch, welche zurzeit in seinem Herzen weilte, dawiderließ, so hatte die Stimme auch ganz seltsam, förmlich rauh geklungen. Nun wandte er sich ab, um davonzugehen. Die Franzi aber erfaßte noch rechtzeitig eine seiner Hände, küßte dieselbe und stieß in ihrem heißen Dankbarkeitsgefühl bewegt hervor: „Mein gutes Vaterl!“ Dann eilte sie ins Haus, um das Abendessen zuzubereiten.

Und der Abend war da; müde langten die Schnitter auf dem Gute an. Der Lenz betrat als der letzte den Hofraum. Er hatte gar kein freudiges Gesicht, und sein Gesicht erschien so bleich und müde, daß die Franzi, als sie ihn während des Abendessens einmal ansah, dachte, der Vater könne vielleicht recht haben mit seiner Befürchtung, daß der Lenz krank werde.

Nach dem Essen ging die Franzi hinauf in ihre Kammer im oberen Stock; die noch zu verrichtende Küchenarbeit durfte sie jetzt den Mägden überlassen. Es war kühl in dem viereckigen, einfensterigen Raum, der der Morgen-sonne zu lag, und nach der Ofenhöhle, die sie vorhin über eine Stunde lang hatte ausstrahlen müssen, war ihr dies überaus wohlthuend. Tief aufatmend setzte sie sich an das offene Fenster, vor dem eine große Buche ihre Äste hinbreitete. Däste stiegen aus dem kleinen Gärtchen da drunten auf; ein paar verspätete Rosen gingen noch an dem Geranke in der Gartenecke, und dicht unter dem Fenster blühten weiße, bläuliche und purpurne Nelken. Die Franzi verschränkte die Arme auf dem Fenster Sims, legte den Kopf darauf und schaute still hinunter; — ruhig, o ganz ruhig wollte sie warten, bis des Vaters Stimme sie hinabrufen würde, um ihr dann ihr Glück zu verkünden.

Der Lenz hatte erst noch ihm zukommende, notwendige Arbeiten verrichtet nach dem Abendessen, ehe er nochmals zum Buchenhöfer in die Wohnstube hineinging. Er fand denselben in dem großen Raum auf und ab schreitend, mit im Rücken verschränkten Armen.

Ein starkes Wohlgefallen sprach sich in dem Blicke des Bauern aus, da er dem Eintretenden entgegen sah; der Lenz jedoch wandte seine Augen ab, ein wunderliches Zucken um die Mundwinkel. Bei dem Fenster nächst der Thüre blieb der Lenz stehen. „Bauer,“ sagte er, „ich hab' was zu reden mit dir — eine große Bitt', die mir nicht für übel halten sollst!“

Der Buchenhöfer ließ sich auf einen Stuhl nieder und stützte beide Arme mit den Handflächen auf seine Kniee. „Red nur!“ sagte er freundlich, ermunternd.

„Ich hör' dir gern zu und nehm' dir gewiß nichts für übel.“

Der Lenz aber hatte ein merkwürdiges Zögern. „Es ist halt gerad' ein schlechter Zeitpunkt jetzt für meine Bitt'! Gerad' jetzt in der arbeitsamsten Zeit“ — er stockte; wie schwer kam es ihm doch an, von einem plötzlichen Fortgehen auf Nimmerwiederkehr zu reden, wo ihn sein Herz mit einer Gewalt, gegen die es fast kein Auflehnen gab, zum Bleiben zwingen wollte.

Drüben der Bauer sagte sein Zaudern und Stocken als ganz natürlich auf; — der Lenz hatte halt ein wenig Angst, daß seine Werbung schlecht ausfallen möchte! — Ah, er muß ihm die Sache doch ein wenig leichter machen, der Franzi zu lieb! — Ein Lachen klang von des Bauers Lippen, und scherzend sagte er: „Nu, nu, es muß ja nicht gleich in den ersten acht Tagen geheiratet werden, wenn du auch jetzt gleich anhalten willst! D'Lieb' wartet halt schwer, das weiß ich schon noch von mir selber, aber ein sechs oder acht Wochen Zuwarten wirst doch ertragen können und die Franzi wohl auch? Ha? Ja, gell, da schaut halt jetzt, daß ich schon unterrichtet bin von derer heimlichen Sach'?! Ja siehst, es ist halt ein kleines, verliebtes Dirndl da im Haus, und die hat mir die Neuigkeit zugewispert! Hat halt gemeint, es könnt' dir gäh was geschehen, wenn du mit der Thüre gerad' so ins Haus fallen thät'st. Schau mich nur an, großmächtig! Hast es nicht erwartet, gell, daß sich die Sach' so leicht macht bei mir?! Aber schau, die Franzi hat halt schon eine Bitt' eingelegt für dich und für sie! Und ich sag' nicht „nein“, meiner Franzi zu lieb, wenn du auch nichts hast wie dich selber. Ich seh' halt, daß du fleißig bist, wie es nur angeht, und ein Aug' hast für die Wirtschaft wie ein richtiger Bauer — und auch, daß du ein guter Mensch bist, ein ordentlicher!“

Der Lenz griff plötzlich mit der Rechten an die Wand, als wolle er sich so stützen — nun, mußte er es denn nun nicht sagen, was ihm so furchtbar, so erdrückend schwer auf dem Herzen lag: „Bauer, na, ich bin kein ordentlicher Mensch, da irrst dich, da irrst dich!“ — Wollte es denn nicht heraus — noch immer nicht über die Zunge? Es würgte ihn in der Kehle und seine Augen traten schier aus den Höhlen — noch immer nicht? Läßt du lieber eine Sünde auf dein Gewissen mit dem Verschweigen, mit dem Betrug an zwei Menschen, die dir herzlich vertrauen?! Lenz, rede doch, rede, ehe es zu spät wird! Willst du ersticken an den Worten, ehe du sie über die Lippen läßt'?!

Der Buchenhöfer steht unterdessen schon an der Thüre und schreit jetzt ein lautes, schallendes: „Franzi, Franzi, wo bist? Komm schleuni!“

Da rüttelt es den Burschen wie in furchtbarem Schreck — seine Glieder beben und sein Atem fliegt. Sie, die Franzi! Ist es denn schon zu spät? Halb besinnungslos von dem wild jagenden Blut, so wie im Traum hört er sie herabsteigen über die Treppe mit leichtem, fliegendem Schritt, bis es auf einmal in seinen Ohren zu summen und zu furren beginnt, vor seinen Augen flimmernde Sternchen aufzuden und einen rasenden Tanz aufzuführen, er öffnet die Lippen zu einem Schrei aus all seiner Qual heraus, aber kein Laut dringt über dieselben — einen Moment weiß er nichts von sich selber, bis durch den Nebelschleier vor seinem Blick auf einmal zwei golden schimmernde Sterne tauchen; ein schönes, blaßes Antlitz mit wonnig lächelndem Mund wird sichtbar vor seinem Blick — die Franzi steht dicht vor ihm.

Und nun lacht sie, laut, hell, jubelnd und schlingt die Arme um seinen Hals. „Lenz, mein lieber Lenz!“

Zitternd am ganzen Körper hält er sie umfassen und sein Herz klopft zum Zerspringen. Und wie der weiche, blühende Mädchenleib sich an ihn schmiegt, die heißen, von jähher Rote überfluteten Wangen sich an sein Gesicht drücken, da geht es ihm heiß und wonnig durch die Adern, dringt zum Herzen, daß dieses erbebt in süßer, unsagbarer Lust. Da weiß er eine Weile nichts mehr davon, daß er sie im Arme hält unrechtersweise, er fühlt nur seine Leidenschaft, die ihn mächtig zu diesem Mädchen hinzieht, er kann nicht widerstehen — er neigt seinen blonden Kopf und küßt die frischen, roten Lippen des geliebten Mädchens.

Die Stimme des Buchenhöfers reißt ihn ein paar Sekunden später aus seiner Versunkenheit. „So ist es recht! Habt euch gern das ganze Leben durch und haltet einen Frieden miteinander!“ und dann fügt der Bauer noch hinzu: „Und jetzt feiern wir gleich den Verspruch und über sechs Wochen ist die Hochzeit.“

Die Franzi nickt lächelnd und sieht dem Lenz mit ihren lieben Augen tief in die seinen. Und der Blick verschließt ihm den Mund — er kann nicht reden von dem, was die zwei da wissen sollten, er kann es jetzt nicht, weil er es sicher weiß, daß er sie verlieren wird darüber, sie, seine Franzi. Als er in die Stube da vorhin hereingetreten ist, da ist er fest entschlossen gewesen, fortzugehen und zwar sobald wie möglich, am nächsten Tage schon; jetzt, wo es so weit gekommen ist und er sie in den Armen hält, völlig als sein eigen, da findet er keine Stärke in sich, ihr zu entsagen.

Und dazu steigt eine leise Hoffnung in ihm auf, daß sie, die Franzi, ihm vielleicht vergeben wird, wenn sie allein es erfährt, alles erfährt; ihr, ihr will er es sagen, zu gelegener Stunde — und dann, wenn sie ihn von sich stößt, dann ist es immer noch Zeit, daß er geht. Bis dahin — so viel Tage oder so viel Stunden, wie lange Zeit es eben sein mag — will er sein Glück haben, will er sich freuen an dem lieben Dirndl und an dem Beisammensein mit ihr, dann, wenn es dann anders wird, dann ist ja das Ende all seiner Freuden da und das Leben wird für ihn sein wie eine schwere Last, von der man seufzt um Erlösung. — Und mit Augen, in denen etwas von der verzweiflungsvollen Liebe seines Herzens liegt, sieht er in das lachende glückselige Gesicht der Franzi nieder und drückt sie nochmals mit starkem Arm an sich. „Dirndl, du mein wunderlieb's Dirndl!“ flüstert er und schaut dann rasch auf, denn an die Wohnstube-thür ist soeben geklopft worden, und nun wird dieselbe aufgestoßen.

Der Bergmeyer Peter steht auf der Schwelle, schaut einen Augenblick mit weit offenen, starren Augen auf die drei in der Stube und tritt dann mit einem in ausdruckslosem Ton gebotenen „Grüß Gott!“ herein.

Der Buchenhöfer ist aber auch schon neben ihm, schaut ihm erst mit einem mitleidigen Blick ins Gesicht und streckt ihm dann die Hand hin. „Kommst gerad' zurecht, Peter, zu der großen Neuigkeit!“ sagte er freundlich, wobei er schwer seine große Freude über das Glück seiner Tochter etwas verbirgt. „Die Franzi hat sich gerad' jetzt mit dem Lenz versprochen! Und da bleibst halt ein wenig da und hilfst uns den Verspruch feiern, gell ja? Thut uns freuen! Gib mir deine Hand, auf eine gute Nachbarschaft hin, wie bisher, ha?“

Der Peter legt seine Hand in die des Buchenhöfers. „Ah freilich, ich und der Buchenhöfer bleiben unser Lebtag gute Freund'! Und zu derer Heiraterie da wünsch' ich halt viel Glück.“ Ueber den Buchenhöfer hinweg steigt sein Blick zu dem Lenz hin und gleitet hastvoll funkelnd über dessen Gestalt. Dann schaut er festen Blickes in dessen Augen, und ein kaltes, grausames Lächeln zieht um seinen Mund auf, deutlich sichtbar.

Unter diesem Blick richtet sich der Lenz auf einmal hoch auf. Eine jähe Eifersucht auf diesen früheren Bewerber der Franzi erfaßt ihn; was hat der Peter so höhnisch zu schauen? Zorn und Troß wallt im Herzen des Lenz auf, dunkel gleitet es über sein Gesicht hin. Er faßt die Franzi von neuem um den Leib und zieht sie näher an sich. „Ja, halt ein gar besonderes Glück hat mir der heut' Tag eingebracht!“ sagt er. „Gell, so ein wunderschönes Blümchl wächst nicht in einem jeden Garten, wie meine Franzi eines ist?! Und ich hab' es davongetragen, für mich ist's aufgeblüht!“

Die letzten Worte klingen wie ausbrechender Jubel. Einen Augenblick ist es, als wolle der Peter etwas hervorstoßen in verbissener Wut, dann jedoch schließt sich sein bereits halbgeöffneter Mund und das unheimliche, kalte Lächeln erscheint wieder um denselben. Für eine Weile soll er halt noch stolz thun, der dort, mit seinem unrechten Gut, das er mit frevlerischer Hand an sich gerissen — um so tiefer wird es ihn dann treffen, wenn er es verliert! Und er muß es verlieren, der Lenz! — Der Peter beißt die Zähne aufeinander — frei muß sie wieder werden, die Franzi, alles geht er daran, um das zu erreichen und dann von neuem selber um sie werben zu können! Er hat sich einmal die Franzi in den Kopf gesetzt, und er gönnt sie keinem andern, dem dort schon am allerwenigsten!

Der Peter bleibt nicht lange im Buchenhöfe, es treibt ihn fort. Er kann es nicht ansehen, wie die Franzi so schön und lieb thut mit dem Lenz. Und an ihrem glückseligen Wesen, das sie zur Schau trägt, erkennt er, daß er recht thut, heute noch nicht zu reden — die Franzi würde ihm ja vielleicht nichts glauben von dem Schrecklichen! Er muß einen Beweis haben für seine Worte.

Ein Tag um den andern schwindet. Der Franzi kommt es oft vor, als ob sie wunderschön träume; sie kommt aus der tiefsten Glückseligkeit nimmer heraus. Das Herz lacht ihr, wenn sie den Lenz sieht. Und in dieser Glückseligkeit erscheint sie immer schöner; ihre Augen erhalten einen wunderbaren Schimmer und die Wangen färben sich so eigen zartrosig. Des Buchenhöfers Blick ruht oft freudestrahelnd auf ihr; dann fühlt er jedesmal eine tiefe Zufriedenheit in sich aufsteigen darüber, daß er nicht gegen der Franzi ihre Lieb' gestanden. So eine Lieb' in der Gh', die bringt Segen allerwegen — und zu diesem Segen, der seiner Franzi zu gute kommt, hat er ein gut Teil beigetragen. — Für den Lenz bringen die Tage Stunden höchster Lust und Stunden bitterster Qual. Bei der Arbeit vergift er freilich auf alles; er ist so ein Mensch, der sich in dieselbe versenken kann mit allen Kräften, allem Denken; er weiß nichts mehr von sich selber dabei.

Doch wenn er bei der Franzi ist, dann kommen die Empfindungen in ihrer wechselnden Macht über ihn. Manchmal ist es, als wollten sie sein Herz jäh zerreißen. Die Franzi lassen? — Eher möchte er sein Leben hingeben. Und doch wieder spürt er es mit einer unüberwindlichen Gewalt, daß er sie so nicht nehmen



König Alfons XIII. von Spanien.

einen Rundgang um den Hof herum in Begleitung seiner geliebten Pfeife; die Diensteute aber haben sich soeben zur Ruhe begeben. Da bleibt den zweien ein halbes Stündchen ununterbrochenen Alleinseins. Stillen,



Königin-Regentin Maria Christine von Spanien.

und die bleibst auch," sagt er und lächelt ihr zu, mit einem eigen schmerzlichen Lächeln.

"O, wie mich das freut!" stößt die Franzi hervor. „Denn siehst, mir ist's ein paarmal vorgekommen, als wie wenn du oft gäh in einen Schrecken kämst, wenn von der Bravheit die Red' gewesen ist. Da hab' ich nachher alleweil gemeint, du hätt'st schon einmal ein Dirndl gern gehabt und hätt'st es sitzen lassen im



Mac Kinley,
Präsident der Vereinigten Staaten.

kann, daß er reden muß, ehe ihr Leben und das seine eins geworden.

Ein Tag um den andern vergeht, und er bringt es nicht zuwege, zu reden. So kommt der Samstag heran, und am frühen Morgen, wie er aufsteht, setzt er sich diesen Tag als letzten. Heute muß er sein Zaudern und Zögern beenden. Er hat ja so keine Stunde des Friedens. — Am Abend desselben Tages sitzen er und die Franzi allein beisammen auf der Bank vor dem Hause. Der Buchenhof macht eben

unentwegten Blickes sieht der Lenz eine Weile der Franzi in das vom hellen Mondlicht beschienene Antlitz, mit einem traurigen, zärtlichen Blick. „Gerad', als wollt' er Abschied nehmen von mir!" denkt sich die Franzi. Dann lehnt sie plötzlich den schlanken Oberkörper an ihn, schmiegt den Kopf an seine Schulter und thut eine Frage, die ihr die ganze Woche über im Sinn gelegen: „Lenz, mein lieber Bub, geh, sag mir, hast denn schon einmal eine andre gern gehabt? Bin ich die einzige, die erste, der du dein Herz geschenkt hast, ha?"

Der Lenz nickt. „Ja, die erste und einzige bist

Glend — und hab' gemeint, das ließ' dir keine Ruh'. A so hab' ich mich halt geirrt, und mußt es mir halt verzeihen, daß ich so schlecht denkt hab' von dir! Meine Straf' hab' ich so gehabt dafür, denn die Eifersucht hat mich schrecklich gepeinigt, ich sag' es dir! Geschicht mir aber auch ganz recht; wie hab' ich dir denn auch so was Schlechtes zutrauen können, wo du mir doch das Liebste und Beste auf der Welt bist?! du!" Und leise und froh lachend, umfaßte die Franzi mit ihren beiden Händen sein Gesicht und zog es zu sich herab.



Havanna, vom Hafen aus gesehen.



Photographie-Vergag von Georg Penzler in München.

Wailust. Nach dem Gemälde von H. Seifert.

Ihre warmen Lippen berührten die seinen. Und er schauerte zusammen. „Das Liebste und Beste war er ihr“ — hatte sie nicht so gesagt? Und nun sollte er ihr sagen: „Na, Franz, ich bin nicht von den Besten einer! Grauen wird dir vor mir, wenn du weißt, was mit mir ist!“ Und wenn er dann weiter reden würde, ihr alles, alles sagen, — er sah ihr Gesicht vor sich, sah, wie es bleich wurde, totenbleich; wie die Freude, der Frohsinn aus ihren Zügen schwand und in den Augen etwas auftauchte, etwas, das ihm schlimmer dünkte wie der Tod — der Abscheu vor ihm.

Er fuhr auf aus seinem Hinbrüten und es schüttelte ihn wie im ärgsten Fieber. Nein, das konnte er nicht ertragen, die Wandlung in ihren Gesichtszügen mit anzusehen; entweder das Herz oder der Verstand mußte ihm stillstehen in derselben Minute. Und wie er es so furchtbar schwer empfand, was es ihm sein würde, wenn er sie verlor, da dachte er plötzlich daran, wie sie es tragen würde, wenn sie ihn lassen mußte — lassen mußte aus ihrem Abscheu heraus. Er war ihr jetzt das Liebste, und dann würde sie schaudern vor ihm; sie konnte zu Grunde gehen daran mit ihrem weichen Herzen, dem stolzen ehrenhaften Sinn. Mußte er reden? — und sie vielleicht so elend machen, daß ihr das Sterben lieber war als das Leben?! Wenn er schwieg und ihr Zeit seines Lebens als ein treuer, ehrenhafter Mann zur Seite stand, ihr alle Liebe und Güte erwies, that er da nicht besser? Aus seiner weit entfernten Heimat würde schwerlich eine Kunde von jenem Schrecklichen jemals hierher gelangen, und der einzige Mensch, der hier darum wußte, der Pauli, der war wohl mit einem Stück Geld zu erkaufen, daß er sich schweigend verhielt und von hier fortzog. Zwei, drei Sekunden lang hing der Lenz diesem Gedanken nach, der ihn lockte, dann schob er denselben von sich — nein, mit einem Betrüge auf der Seele konnte er an der Seite der Franzin nicht weiterleben! — Er bog plötzlich den Kopf in den Nacken zurück und schaute der Franzin scharf ins Gesicht. „Dirndl, ich mein' alleweil, es wär' weit besser gewesen für dich, wenn ich nicht hergekommen wär'! Da hättest am End' doch noch den Peter genommen und hättest wohl einen braven guten Mann an ihm gehabt und — hättest dich wohl auch dreingefunden, daß dich keine besondere Lieb' hinzieht zu ihm!“

Die Franzin antwortete nicht gleich; was war das wieder für eine sonderbare Rede? Sie begriff ihn nicht, daß er so daherreden konnte. „Wie magst du was zusammenreden?“ sagte sie endlich und in ihren Augen standen plötzlich Thränen. „Dreingefunden hät' ich mich vielleicht, ja! Aber wie? Jetzt weiß ich es ja erst, wie einem ist, wenn man einen gern hat, wie einem das Leben ganz anders vorkommt auf einmal! Die Sonn' scheint mir in die Stube hinein, wenn es auch draußen gerad' gießt oder wittert — gerad' auf dich denken brauch' ich bloß und mein Herz juchzt in mir. Und wie magst du da sagen, daß es besser wär', wenn ich dich nie gesehen hät'! Bei einer solchen Lieb'! Wo ich leben und sterben will mit dir, sonst nichts! O mein Bub, so eine Red', so eine Red'!“ Sie jammerte nicht, die Franzin; es lag nur ein heftiges Zittern in ihrer Stimme, als ob es ihr in ihrem Herzen unsagbar weh thäte.

Der Lenz aber warf plötzlich beide Arme in die Höhe und schrie: „O Herrgott, mein Herrgott, wegen was hast das über mich kommen lassen! Und keine Hilf' ist, keine Hilf' in meinem Elend!“

Dann stand er auf; wankend, taumelnd schritt er über den Hofraum dahin; in der Mitte desselben lehrte er nochmals um und kam zur Franzin zurück. Bläß, am ganzen Leibe bebend, sah sie noch immer auf der Bank. Er riß sie an seine Brust empor. „O du mein lieb's Dirndl, mein lieb's Dirndl, wenn ich die Welt verschicken könnt', ich schenket sie dir, aber so — ich hab' ja nicht einmal mich selber zum Verschicken!“

Er küßte sie, sah ihr tief, sehnsüchtig in die Augen, schluckte ein paar mal trampfhaft und ging wieder mit dem unsicheren, schwankenden Schritt von vornhin dahin. An dem Buchenhof vorbei trat er aus dem Hofthor. Auf den Anruf des Bauern: „Wo lauffst denn jetzt noch hin, Lenz?“ gab er keine Erwiderung.

Vermeintend, der Lenz habe ihn in seinem tiefen Sinnen gar nicht gehört, setzte der Bauer ruhig seinen Weg fort. Knapp vor ihm betrat die Franzin das Haus und es kam dem Buchenhof vor, als Klänge der Gutenachtgruß, den sie ihm von der Stiege aus noch bot, gar nicht so frisch und frohherzig wie sonst.

6.

Und der nächste Tag brach an. Schwaches Frühlicht lag noch über dem Buchenhof, als das breite Hofthor geöffnet wurde und mit scharfem Knarren langsam wieder zufließ.

Der Lenz war herausgetreten; jetzt stand er eine Weile und ließ die Blicke über das Thal, das in weitem Ausblick vor ihm lag, hinschweifen. Tiefgraue, langsam durcheinander wallende Nebel breiteten sich über demselben hin und verhüllten alles, Haus, Baum, Strauch und Feld mit einem dichten Schleier. Eine

Zeitlang, dann stieg die über die Spitze des Berges dort neugierig herüberlugende Sonne allgemach höher und ein goldiger Glanz huschte den Berg herunter und haßte über das wogende Nebelmeer hin. Wie ein rosiges Rauch durchzog es die flüchtigen Gebilde und eiliger begannen sie durcheinander zu gleiten, als wollten sie eins das andre haschen. Sie wurden dabei immer feiner, zarter, durchsichtiger, wie und da kam ein Haus zum Vorschein, ein Baum oder Strauchwerk, und nun zog der letzte, silbern glänzende Flor von den Feldern auf, schwebte höher und höher, leuchtete rosig, dann mattgoldig auf und zerfloß endlich, als wäre er nie dagewesen.

Und nun blickte es auf; wie klare, durchsichtige, leuchtende Perlen funkelte es auf, allüberall. Baum und Strauch und die feinen, frischgrünen Grashalme standen in köstlichem, schillerndem, flimmerndem Schmuck.

Der Lenz sog die frische, reine Luft mit tiefem Atem ein, dann lehrte er sich um und nickte zu dem Hause zurück, als grüße er dort jemand Unsichtbaren.

Dann schreitet er vorwärts, schwerfällig, mit müden, wie zerfahrenen Gliedern. Er hat die halbe Nacht in seiner Kammer wach gesessen und beim Schein einer Talgkerze einen Brief geschrieben. Seine ungelente Hand hat lange gebraucht, um die zwei Seiten fertig zu schreiben. Es ist für die Franzin geschrieben. Schlicht und klar hat er ihr mitgeteilt, was auf ihm lastete, und er stellt ihr dabei frei, ihr Wort ihm zu halten oder es wieder zurückzunehmen. Im letzteren Falle will er nicht mehr zurückkehren in den Hof, sondern fortziehen für immer. Mit diesem Briefe in der Tasche wandert der Lenz zum nächsten Kirchdorf. Dort wird er einen Boten suchen, der ihm den Brief nach dem Buchenhof trägt, und er selber will im Wirtschaftshaus warten, bis der Bote zurückkommt mit einer Antwort. Er hat die Franzin in dem Brief gebeten, wenn sie frei sein will von ihm, seine Sachen dem Boten gleich mitzugeben, damit er zur selbigen Stunde noch hinauswandern könne in die weite Welt. Und fast unzweifelhaft erscheint es dem Lenz, daß er nicht mehr zurückkehren dürfe. Jetzt, wo er die Franzin nicht sieht, nicht ihre überaus große Liebe merkt, jetzt denkt er voll Gram, daß sie ihn verabscheuen wird, in ihrem Stolz ihn verabscheuen muß. Mit tiefgefuntem Kopfe, schmerzlich starren Blickes schreitet er dahin, vorwärts, immer weiter weg von dem, was in sein düsteres Leben gekommen wie die Sonne in eine dunkle Nacht.

Der Weg führt sachte den Berg hinan, in der Nähe des Bergmehrhofes vorüber. Aus der Richtung, in der jener Hof liegt, kommt einen schmalen Pfad daher eine noch junge Magd. Als dieselbe den Burtschen erblickt, bleibt sie einen Augenblick stehen, deckt eine Hand über die Augen und schaut herüber. Danach schreitet sie hastiger vorwärts und biegt von dem schmalen Pfad schnell auf die Straße ein. Der Lenz, der an dieser Stelle schon vorüber ist, hat sie nicht beachtet. Er ist mit sich selber so beschäftigt, daß er nichts wahrnimmt von dem, was um ihn vorgeht. Als das Dirndl ihn erreicht, bietet es ihm einen freundlichen „Guten Morgen!“ Er sieht sie nicht an und dankt ganz kurz. Und dann gehen sie nebeneinander weiter, langsam, schweigend, bis nahe vor das Dorf.

Da erst faßt sich das Dirndl ein Herz und beginnt auf den Burtschen einzureden mit leicht zitternder Stimme. „Lenz, ich muß mich erst bedanken bei dir! Bist ja mein Lebensretter gewesen! Verbrennt wär' ich ohne dich. Und heut erst bedank' ich mich! Gelt, hast dir eh' schon denkt, das ist eine, die Bergmehrs Sufi! Der ist das Leben nicht einmal ein Dank dir Gott! Wert! Mußt mir aber schon verzeihen. Denn zuerst bin ich lang krank gelegen, bis die Brandwunden verheilt sind, und nachher“ — es kam auf einmal mit tonloser, schier verzagender Stimme heraus — „und nachher ist mir halt die leht' Zeit her alleweil gewesen: wenn ich nur verbrennt wär', wenn ich nur nicht mehr leben thät'!“

Hatte der Anfang der Rede dem Lenz fast gar keine Aufmerksamkeit abgewonnen, so wirkte das Ende um so tiefer auf ihn ein. War es nicht, als käme diese Verzweiflung, die in diesen Worten, diesem Tone lag, aus ihm selber hervor, aus seinem müden, unfähig bedrückten Herzen? Er schaute zum erstenmal forschend in des Mädchens Gesicht herüber. Dieses ist halb verdeckt von einem schneeweißen, um das Kinn herabgebundenen Kopftuch, welches tief in die Stirne und auf die Wangen heringezeichnet worden ist. Er sieht nichts wie ein Paar lichter, thränenasser Augen. „Was hast denn du so Arges erfahren, daß du so lebensüberdrüssig geworden bist, Dirndl?“ fragte er, halb von flüchtiger Neugierde, halb von Teilnahme getrieben.

Das Dirndl senkte fürs erste den Kopf bei der Frage; es schämte sich vielleicht, dem Lenz Mitteilung zu machen von dem, was es so schwer betroffen. Plötzlich hob es jäh den Kopf wieder, fuhr mit einer Hand hastig empor und riß sich mit einem Ruck das weiße Tuch übers Gesicht herab. „Da schau mich an, wie

ich aussehe!“ stieß sie in tiefer Erregung, mit bebender Stimme hervor. „Was meinst, kann mich einer, der mich gern gehabt hat, wie ich noch ein sauberes Gesicht gehabt hab', jetzt noch mögen?“

Der Lenz schaute wortlos auf das Dirndl, dessen rechte Gesichtseite eine frische Farbe und glatte, reine Haut aufwies, während auf der linken Seite vom Halbe herauf bis über die Hälfte der Wange hin eine einzige, grellrote Narbe von einer Brandwunde ging. Je frischer die Haut auf der andern Seite des Gesichtes war, um so mehr entstellte hier die grellrote Färbung, die bis zum Rande der Narbe sich hinziehenden Runzeln.

„Aufrichtig sag es heraus, was du dir denkst.“ drängte das Dirndl mit ihrer in Born und Schmerz schwankenden Stimme.

Da meinte der Lenz in seinem schlichten, ehrlichen Sinn: „Bist ja nur auswendig anders geworden und nicht inwendig auch! Wie sollt' dich da einer, der dich zuerst gern gehabt hat, jetzt nimmer mögen? Mußt' gerad' einer sein, dem an deinem Aussehen mehr daran gelegen ist, als wie an dir selber. Nachher ist aber nicht schad' um ihn, Dirndl!“

Die Sufi nickte. „So einer ist's. Einer, dem an meinem sauberen Gesicht mehr gelegen gewesen ist, als wie an meinem Gemüt, meiner Bravheit und meiner Lieb'! Weißt, wie er gesagt hat, wie ich ihn das erste Mal getroffen hab' nach meinem Aufstehen und ich gemeint hab', es stünd' noch so wie früher mit uns zwei? Ob ich mich denn schon in einem Spiegel geschaut hätt' die letzte Zeit, weil ich so dumm sei und meint', bei uns wär' alles noch beim alten? Siehst es, so weiß ich es ja, daß ihm an mir selber nichts liegt, und kenn' es, daß nicht schad' ist um ihn, aber es ist halt das das Dummste, daß einem 's Herz doch keinen Frieden giebt, wenn man auch zu so einer Erkenntnis gekommen ist. Da ist es halt gerad' so, als wie wenn das der einzige Mensch auf der Welt wär', und es fällt einem die ganze Freud' am Leben weg.“

Weitoffenen, traurigen Blickes schaute der Lenz geradeaus in den blauen Himmel hinein, von dem es schien, als wäre sein Anfang dort drüben an der Kante des Berges.

„Ja, wenn man eins gern hat, das ist auch der einzige Mensch auf der Welt, nach dem man fragt. Alle andern gehen nicht auf dem einen seinen Wert. Und sterbenselend ist einem, wenn man den einzigen Menschen, den man so gern hat, lassen muß! Ich glaub' es dir schon, Dirndl, daß dich 's Leben verbrieft wegen dem.“

Die Sufi hatte ihr Lächeln wieder um den Kopf geschlungen. Nun sagte sie mit einer müden, ruhigen Stimme: „Ja, bis gestern ist mir so gewesen, heut bin ich unserm Herrgott dankbar, daß ich 's Leben hab'. Denn meinen Vater hat gestern der Schlag getroffen und er kann sich nimmer rühren seitdem; jetzt geh' ich hin zu ihm und will ihn pflegen. Wen hätt' er, wenn ich nicht mehr leben thät'? Wildfremde Leut', die sich nicht recht umschauen würden um ihn. Und ich kann ihm jetzt das abzahlen, was er alles für mich gethan hat. Er war ja ein so guter Vater zu mir.“

Wieder einmal sah der Lenz das Mädchen an, eine Zeitlang auf sich selber vergehend. „So, hast keine Mutter mehr?“ fragte er. „Nur deinen Vater? Wo bist denn eigentlich daheim?“

„Eh' (so) da im Dorf. Mein Vater hat ein kleines Häufel mit zwei Küh'. Im Mai ist's ein Jahr gewesen, daß d' Mutter gestorben ist.“

„Wegen was bist nicht heimgegangen, wie deine Mutter gestorben ist? Hat dich denn dein Vater da nicht notwendig gebraucht daheim?“ fragte der Lenz.

„Es ist halt eine alte, thörische Verwandte bei ihm, die ihm sein Essen gerichtet hat und ein wenig in der Wirtschaft geholfen. Zu einem kranken Menschen ist aber die nicht zu brauchen.“

„Hast wenigstens ein Heimatl, wo du gern gelitten bist.“ Da tröst' dich!“ meinte der Lenz jetzt fast harten Tones.

Und die hellen Augen des Dirndls schauten auf einmal nicht mehr so trübe darein. „Ei ja, und ein liebes Heimatl ist es, wenn es auch klein ist! Magst nicht einmal kommen und es dir anschauen, Lenz? Ich thät' mich freuen, wenn du kämst.“

Der Lenz hob die Schultern. „Ich weiß wirklich nicht, wie's kommt. Darfst nicht so leicht auf einen Besuch hoffen von mir. Leicht ist's möglich, daß ich bald aus der Gegend fortkomme!“

Ueberrascht schaute ihn die Sufi an. „Bleibst denn nicht beim Buchenhof? Ich hab' aber doch versprochen bist, erst gehört, daß du mit der Tochter versprochen bist, ist's vielleicht nicht wahr das?“

„Wahr ist's. Aber ob sich der Verspruch nicht wieder aufhebt, das weiß ich nicht. Erfahren thu' ich es heut noch, wie es ausgeht das. Und nachher — kann sein, daß ich morgen schon weit fort bin. Und so behüt dich Gott, wenn wir uns nimmer sehen werden!“

Das Dirndl bot ihm die Hand und sah ihm freundlich in die Augen. „Behüt dich Gott! Und noch

einmal sag' ich dir ein 'Vergelt's Gott!' für das, was du an mir gethan hast. Ist mir leid, wenn ich dich nimmer sehen sollt'!"

Sie standen zu Anfang des Dorfes, da sie sich verabschiedeten; schneller schritt das Dirndl nun allein weiter. Als es sich bei einer Biegung der Dorfstraße umwandte, um dem Lenz noch einmal zuzuwinken als letzten Abschied, da sah sie ihn in das Dorfwirtshaus hineingehen. Ihr Winken hatte er nicht mehr bemerkt.

In der Wirtsstube saß nicht ein einziger Mensch. Der Lenz ging hinein, bestellte sich ein Glas Bier und wollte die Frau Wirtin eben fragen, ob denn der Stallbube Zeit zu einem Gang habe, da wurde die Thüre ungestüm aufgerissen und zwei neue Gäste standen auf der Schwelle — der Bergmeyer Peter und Pauli. Sie hatten zusammen eine laute Rede geführt durch den Flur bis zur Thüre, nun schauten sie jäh verstummend in den großen, von kleinen Fensterchen erhellen Raum herein. Man merkte an ihren betroffenen Mienen, daß sie nicht erwartet hatten, gerade diesen einen Gast, den Lenz, hier zu treffen. Der Peter sah sich zuerst. Mit gewichtigem Schritt trat er tiefer in die Stube herein, dabei laut auflachend.

"Na, aber so was! Gerad' jetzt haben wir geredet vom Buchenhöfer Lenz, und der sitzt jetzt da, ganz unvermuteter Weiß! Ist das eine Ueberraschung!"

Der Peter und der Pauli! Jäh hatte es den Lenz emporgerissen, als er die zwei nebeneinander sah. Gerade diese zwei! Ihm fiel plötzlich das unheimliche Lächeln des Peter an jenem Abend, wo der Verspruch gewesen, ein, und er sagte, er begriff! Der Peter wußte alles! Kraftlos sank er wieder auf die Bank nieder, von der es ihn so gewaltsam im ersten Schreck emporgerissen. Die beiden setzten sich an seinen Tisch. Aus den kleinen, schwarzen Augen des Peter brach ein höhnisch funkelnder Blick, als er den ihm gegenüber sitzenden Lenz fest anblickte. Erkannte der es nun, daß sein Spiel verloren war?

"Gelt, da schaust halt, daß ich auch mit dem Pauli bekannt bin?!" sagte er mit spöttelndem Nachdruck. "Naß gemeint, es wär' nur dir vorbehalten, die Bekanntschaft? Schau, so geizig sollst nicht sein und alles nur für dich behalten wollen. Ich mein', die Franzl hätt' eine narrensgroße Freude, wenn sie zu der Bekanntschaft käm'!"

Unter dem heißenden Spott des Peter richtete sich die zusammengefuntene Gestalt des Lenz allgemach höher auf. Bis aus seinen grauen Augen ein wunderlicher Blick über das Angesicht des Peter ging — ein Blick, der aus einem unsagbar gequälten Herzen kam und dennoch verriet, daß dies Herz von einem erblichen Stolz durchglüht war. "Ja, jetzt gang' ein End' her mit meiner Herrlichkeit, ich merk' es schon," sagte er tonlos. "Da freut mich nur das eine, daß ich nicht so lang gewartet hab', sondern freiwillig ein End' gemacht hab'!"

Der Peter machte eine Gebärde heftigen Erstaunens, und völlig betroffen schaute er den Lenz an. "Ja, hast vielleicht gar der Franzl schon alles gesagt und sie hat dich gehen geheißen, ha?"

"Na, so weit ist's noch nicht," entgegnete der Lenz langsam und zog seinen Brief aus der Rocktasche. "Aber aufgeschrieben hab' ich ihr heut nacht die ganze Sach', und den Brief will ich ihr jetzt hinschicken."

"Ah so!" Der Peter schaute eine Weile angelegentlich auf das Schreiben. "Sie muß erst die Sach' erfahren! Weißt was? Ich hab' den Pauli jetzt hinschicken wollen auf den Buchenhöf, damit er der Franzl alles erzählt, da kann er ja deinen Brief hintragen und braucht sich kein Redewort nicht abzustapazieren! In dem Brief wird ja wohl alles drinstecken. Und nachher kann er dir gleich eine Antwort bringen. Ich an deiner Stell' hätt' halt selber geredet, da wüßt ich gleich, wie meine Sach' steht."

Der Lenz beobachtete es nicht, wie in dem Blick des Peter ein Lauern war, wie bei einer Raube. "Das geht nicht; ich vermag der Franzl nicht ins Gesicht zu schauen dabei," gestand er. Dann begann er sich eine kurze Weile, um dann in müdem Ton zu sagen: "Na ja, wenn der Pauli gehen will, nachher soll er gleich gehen! Der Stallbub hat schon keine Zeit mehr heut, das seh' ich; kommen ja schon eine Meng' Gefährt an! Entweder giebt sie dir meine Sach' mit, Pauli, oder — es würgte den Lenz in der Kehle, es mochte nur eine schwache Hoffnung in ihm leben — "oder ich darf zurück."

Der Peter merkte es, wie wenig der Lenz von der Franzl erhoffte, nun trug er es darauf an, mit schlimmen Worten dies kleine Flämmchen der Hoffnung gänzlich zu löschen. "Ich mein', ich geh' nicht irr, wenn ich dir rat', mach dich auf den Abschied gefaßt! Die Franzl ist so stolz, als sie sauber ist! Ich kenn' sie seit ihrer Jugend auf, ich weiß, wie sie ist. Der geht die Ehr' übers Leben. Und bei ihrem Vater ist's gerad' so."

Es schien, als hätte der Lenz die Rede gar nicht gehört; der müde Ausdruck in seinem bleichen Gesicht veränderte sich nicht. Er schob dem Pauli, der eben

sein volles Glas Bier auf einen Zug leerte, den auf dem Tische liegenden Brief zu. "Da nimm und geh ein wenig schleunig. Einen guten Votenlohn sollst haben, ist's so oder so."

Der Pauli stand auf, fragte dabei aber den Peter: "Das Glas da zahlt der Peter, gelt?"

"Ist gewiß," versetzte der andre, aber während der kurzen Rede ging ein bedeutames, verständnisvolles Schauen zwischen den beiden hin und her. Der Lenz hatte das nicht bemerkt; als der Pauli schon die Thürflanke erfaßte, rief er auf einmal hastig: "Hörst du, laß dir eine schriftliche Antwort geben von der Franzl, sonst müßtest noch einmal gehen. Verstehst mich?" Es mochte ihm nun zuletzt doch wohl ein Bedenken gekommen sein über den Voten und dessen Ehrlichkeit.

Wie lange es dauerte, bis der Pauli von seinem Votengang zurückkam, davon erhielt der Lenz keinen Begriff. Er saß schweigend da und starrte in sein Glas, das erst zur Hälfte geleert war. Auf dem braunen Trank da brinnen verschwanden langsam die weißen Schaumkringeln, eins ums andre. Der Lenz vergaß völlig aufs Trinken; er beachtete auch die Gäste nicht, die nach dem Ende der Frühmesse einzeln oder in Scharen die Wirtsstube betraten, um sich mit einem Glase Wein oder Bier für den Heimweg zu stärken. Da ihn, den Lenz, nur wenige Bauern und Burschen aus der Umgegend kannten, und diese wenigen nur in oberflächlicher Weise, so sprach ihn nur selten eines an. Und da es geschah, vernahm er es nicht; er war in seine Gedanken versunken, als wäre er abgestorben für die Außenwelt.

Desto mehr redete der Peter. Der hatte sich, als ein Bekannter kam, zu diesem an den nächsten Tisch gesetzt, plauderte über Wirtschaftsangelegenheiten und sprach bald diesen, bald jenen der neu eingetretenen Gäste an. Es schien, als läge dem Peter gar nichts Schwerwiegendes im Sinn; und doch war er gar nicht ruhig innerlich. Er haute gar nicht so fest auf den Stolz der Franzl, wie er sich vorhin geäußert; ihre Lieb' zu dem Lenz war eine sonderlich große, das hatte er gemerkt, und leicht möglich war die Liebe größer, stärker wie der Stolz. In harter, indes gut verheimlichter Spannung harrete er auf das Erscheinen des Pauli.

Die Kirchenbesucher hatten sich beinahe alle wieder aus dem Wirtshause entfernt, um heimzugehen, als der Pauli endlich eintrat. Er sah rot und erhitzt aus. Die Wärme des Tages und schnelles Gehen hatten ihm wohl zu schaffen gemacht. Wie gut auch der Peter bisher verheimlicht hatte, wie sehr ihm die Sache am Herzen lag, nun, wo er ein rotes Bündel erblitzte, welches der Pauli an einem Finger der Rechten leicht hin und her schaukelte, nun dachte er gar nicht mehr ans Verheimlichen. Er schnellte empor wie von einem Pfeil getroffen und ein Leuchten von triumphierender Freude ergoß sich über sein Gesicht.

Auch der Lenz fuhr in die Höhe; mit beiden Händen hielt er sich am Tischrande fest, beugte sich vornüber und starrte fahlen Angesichts dem Voten entgegen. Er bewegte die Lippen, als der Pauli herantret und das Bündel auf die Bank neben ihn hinlegte, eine lange Weile hindurch kam aber kein Laut über dieselben. Endlich vermochte er stammelnd ein paar Worte hervorzubringen. "Die G'schrift (die Schrift, das Geschriebene)! Zeig her die G'schrift!"

Da zog der Pauli aus einer Tasche seines kurzen Rockes ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor, that es auseinander, strich mit der flachen Rechten darüber hin, um die Biegealten zu verwischen, und legte es dann vor den Lenz hin auf den Tisch. "Da!" sagte er. "Die Franzl hat mir das erst auf eine wiederholte Bitt' hingeschrieben."

Mit großen unbeholfenen Buchstaben stand da auf dem rauhen Papier: "B'hüt dich Gott und vergiß mich, wie ich dich vergessen will — über das giebt es kein Darüberkommen."

Der Lenz las und las wieder, bis die Buchstaben vor seinen Augen ineinander schwirrten und allmählich einen rasenden Reigen aufführten, bis es wie glühende Funken in seine Augen sprang. Schwer, aber un widerstehlich niedergezogen fielen die Lider über dem heißen, starrenden Blick, und ein kramphastiges Schluchzen hob und senkte die Brust gewaltig auf und nieder. Dazwischen fielen einzelne Worte von seinen Lippen, tönend wie ein jäh zerpringend Erz: "Hab' gemeint — du hättest mich gern — über alles! — So eine Lieb' — ah, so eine Lieb'! — Lachen und — weinen könnt' man — da drüber!"

Und dann lachte der Lenz wirklich gell auf, öffnete die Augen weit und schaute mit wildem Blick auf den Peter hinüber. "Geh du jetzt und tröst sie!" sagte er, "sie will mich ja vergessen — da hast eine leichte Sach'!" Und noch einmal gell auflachend, nahm er aus seiner Brieftasche zwei Silbergulden, sowie etliche Kupfermünzen, warf die ersteren dem Pauli hin und die letzten legte er neben sein Glas. "So du, da hast deinen Votenlohn! Ein besonderer Gang braucht eine besondere Zahlung — und du hast mir ja eine

Gewißheit gebracht, ob ich noch einmal einen Frieden find' auf derer Welt und eine Freud'! — Das da ist für meine Zech', Kellnerin!"

Ein paar mal fuhr sich Lenz mit den Händen über die Stirn, als wäre er wirt im Kopfe, dann packte er in einer Hast, als versäume er etwas, das rote Bündel neben ihm und schritt damit eilig aus der Stube.

Draußen im Freien wurde sein Schritt immer langsamer, und als er an den letzten, nahe bei einanderstehenden Häusern des Dorfes vorüberkam, da war sein Gehen geworden wie das eines kleinen Kindes, das unbeholfen die Füße hebt, schier nicht vom Flecke kommt und über jedes Steinchen, das im Wege liegt, stolpert und ins Schwanken gerät.

Auf einmal warf der Lenz das rote Bündel in das Gras und setzte sich auf den saust ansteigenden Wegrain nieder. Lautlos verbarg er das Antlitz in den Händen. Er war ein Stück außer das eigentliche Dorf gekommen; dicht neben ihm führte ein schmaler Fußsteig empor zu einem kleinen Häuschen hin, das weit zurück von der Straße, halb verborgen hinter dicht nebeneinander stehenden Obstbäumen stand. Auf diesem Weglein lief gleich darauf eine junge Dirne daher, die erst, als sie bereits neben dem Lenz stand, diesen erjah. "Aber Lenz, Lenz, was ist's denn mit dir?" rief sie laut und erschrocken aus; es war die Susi vom Bergmeyerhof.

Sie trug das verhüllende Tuch nicht mehr am Kopfe und die Verunstaltung ihres Gesichtes war deutlich ersichtlich, der Lenz aber sah nichts hiervon; als er mit einem Blick, in dem die bittere Verzweiflung seines Herzens stand, aufschaute, da traf er in zwei unendlich mitleidsvoll schauende Augen, und er sah nichts wie diese. Von dem wehen Blick des Burschen überwältigt, sank die Susi im nächsten Augenblick auf die Knie nieder in das Gras und saßte mit beiden Händen nach der Rechten des Lenz. "Mein lieber Lenz, ja ha, Lenz, geht es dir denn wie mir? Bricht dir dein Herz fast vor lauter Leid und Weh? Hat sie dich gelassen, die du so gern gehabt hast?" Sie, die selber an gleichem Weh litt, fand aus ihrer innigen Teilnahme heraus einen Ton, der dem Lenz ans Herz rührte wie eine lichte Hand.

"Mein, ist ja meine eigne Schuld, und ich kann es ihr nicht verdenken," stieß er schmerzvoll hervor. "Aber es greift mich halt an, als wie wenn es mir ans Leben ging!"

Die Susi nickte. "Ja, so ist's! Gerad' so. Ich hab' auch gemeint in den ersten paar Stunden, sterben müßt' ich und müßt' ich — und hab' auch gemeint, das wär' noch am besten für mich! Und noch drückt es mir oft schier das Herz ab. Aber aufs Sterben denk' ich dabei doch nimmer. Man weiß ja gar nicht, ob man nicht noch einmal wem von großem Nutzen sein kann. Und das ist eine Freud', wenn auch eine stille. Und so wird es dir auch gehen, wenn du über die erste Zeit drüber bist." Sie schwieg eine Weile und schaute erbarmungsvoll auf den regungslos verharrenden Burschen nieder; dann fragte sie, wieder aus tiefster Teilnahme heraus: "Und wo willst denn jetzt hin? Was willst thun?"

Er zuckte die Schultern. "Ja, wohin? Das weiß der liebe Herrgott! Und was ich thun will? Arbeiten und alleweil arbeiten, daß ich, so viel es nur angeht, auf das vergeß', was hinter mir liegt."

Da legte die Susi ihre Linke dem Lenz auf die Schulter. "Du, was meinst, wenn du halt die erste Zeit bei uns bleiben thät'st? Schau, so viel Arbeit thät' es geben bei uns! Ich hab' mich erst völlig hart gesehen, wie ich angekommen bin daheim; und ich weiß mir frei nicht zu helfen, wo aus und wo ein. Ich merk' es, daß der Vater schon eine lange Zeit nimmer recht gewesen ist, wie er hätt' sein sollen, und daß alles so überflüchtig gethan worden ist. Eine schleunige Hand und eine Umsichtigkeit thät' not in der nächsten Zeit. Ich und gewiß der arme Vater auch wären dir vom Herzen dankbar, wenn du dich herbeilassen thät'st und hüldest mir eine Weil' wirtschaften!"

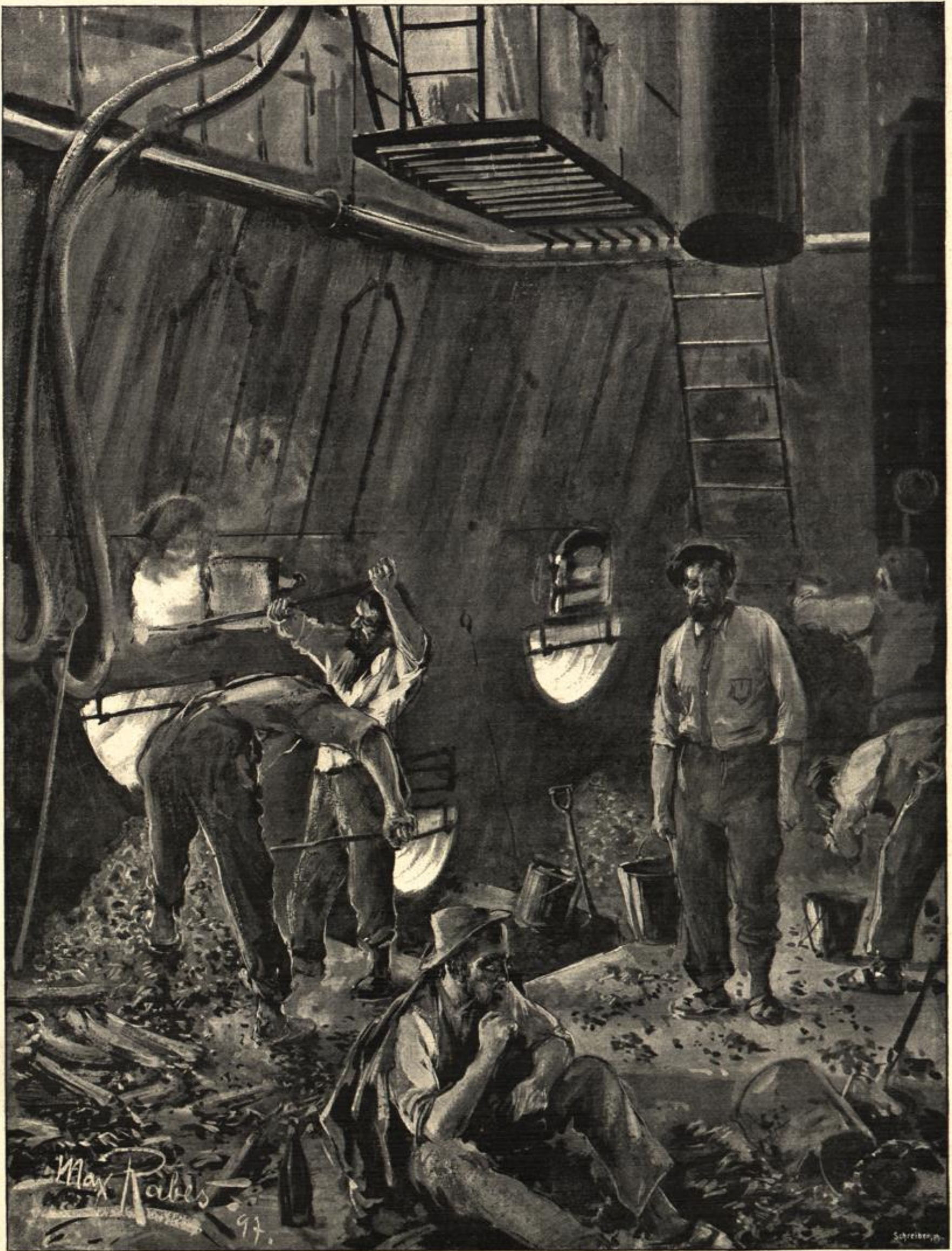
Der Lenz hatte vorerst heftig den Kopf geschüttelt zu diesem Ansuchen; er hatte so recht weit fortwandern wollen von der Franzl; aber die Susi ließ sich nicht abschrecken, sondern redete dringlich auf ihn ein — und endlich stand er auf, nahm sein rotes Bündel an sich und folgte dem Mädchen zum Hause hin. Daß ihn mehr noch wie die Reden der Susi ein heimliches Verlangen nach der Nähe der Franzl zu dem Bleiben veranlaßte, dessen war er sich nicht bewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Wer will die Klugheit tadeln? Jeder Schritt Des Lebens zeigt, wie sehr sie nötig sei. Doch schöner ist's, wenn uns die Seele sagt, Wo wir der Klugheit nicht bedürfen.

Görke.



Im Heizraum eines großen Dampfers. Originalzeichnung von Max Rabes.



Feldgottesdienst.



Chinesische Garküche.

Bilder aus Deutsch-China. Nach photographischen Aufnahmen der Graphischen Gesellschaft in Berlin.

Eine Schwarzwald Erinnerung.

(Bild S. 537.)

Das reizend gelegene, für den badiſchen Schwarzwald echt typiſche Dorf Gutach kennt gar manch wanderluſtiger Touriſt; am allerbeſten aber iſt es jenen friſch-ſtrohen Jüngern der Malerzunft bekannt, die unſers Herrgotts heimliche Prachtwundern ausſchnüffeln und all deren friedeatmende Pracht wiederzugeben verſuchen mit Stift oder Pinſel.

Sold ein liebes Plätzchen hat auch unſers Künſtlers ſeines Auge da entdeckt. Auf der Landſchaft liegt ſonnenwarmer Glanz, leiſe rauscht der klare Bach zwiſchen blumenbeſetzten Ufern, und über den ſchmalen Steg, der vom kleinen Bachhäuſel zum Nachbar führt, wandelt ein jung-liebliches Dörfchen. — Unwillkürlich fällt einem Hebel „Berene“ ein, deren „Hans“ er das treuherzige Geſtändnis machen läßt:

„Iß ich wahr, das Meidli g'fallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's hei allmäl e frohe Muet,
e G'hättli heß, wie Miß und Muet,
und Auge wie ne Stern.“

W.

Die Staatsoberhäupter der kriegsführenden Mächte.

(Porträt S. 540.)

Die Regentin von Spanien, Marie Chriſtina, Witwe des Königs Alfons XII. (geſtorben 28. November 1885), entſtammt bekanntlich dem öſterreichiſchen Erzhaus; ſie ſteht jetzt im vierzigſten Lebensjahre (geboren 21. Juni 1858). Die Uebernahme der Regentſchaft für ihren jungen Sohn nach dem vorzeitigen Tode des Königs Alfons bedeutete eine ſchwierige Aufgabe, der ſie mit großer Hingebung ſich unterzog. Man darf ſagen, daß ihre einzige Lebensfreude in der mütterlichen Fürſorge für den König Alfons beſtanden hat, deſſen Jüge lebhaft an die Mutter und die habsburgiſche Verwandtſchaft erinnern. Alfons, geboren 17. Mai 1886, genießt bei ſeinen Unterthanen lebhaft Sympathien, die ſich freilich mehr durch das monarchiſche Gefühl erklären als durch den Preis beſonderer Herrſcherbegabung. Nachgerühmt wird dem königlichen Knaben ein ſtarkes Gefühl für ſeine ſpättere Stellung, das ſich beſonders in dem Beſtreben äußert, ſeines edelnden Vaters würdig zu ſein und die Grundzüge der altpañiſchen Ehrenhaftigkeit ſich zu eigen zu machen.

Das bürgerliche Oberhaupt der Vereinigten Staaten, Mac Kintley, geboren am 28. Juni 1844, ſteht im vierundſünzigſten Lebensjahre. In ſeinen ſcharfgeſchnittenen Geſichtszügen, der breiten Stirn, den hervortretenden Backenknochen, dem maſſiven Kinn, dem kalten Blick der grauen Augen zeigt er den ausgeſprochenen Typus des Yankee; es iſt eine wiederholt gemachte Bemerkung, daß die Yankee, das heißt die Nachkommen der ſeit vielen Generationen in Nordamerika anſäſſigen Familien engliſcher, ſchottiſcher und iriſcher Abkunft, im Geſichtsbild zu nehmende Ähnlichkeit mit den Ureinwohnern, den Indianern, gewinnen. Mac Kintley trat im Krieg der Nord- und Südpäaen, ſiebzehn Jahre alt, in ein Freiwilligenregiment ein, brachte es zum Major, wandte ſich dann dem Rechtsſtudium zu, wurde in den Kongreß gewählt, wo er ſich beſonders hervorthat als Vorkämpfer der weitſchreitenden Schutzpolitik gegenüber der Einfuhr fremder Arbeitszeugnisse ſelbſt auf dem Gebiete der Kunſt. Man rühmt ihm völlige Uneigennützigkeit nach. Präſident der Vereinigten Staaten iſt er ſeit 1897.

Bilder aus Deutſch-China.

Nach Aufnahmen der „Graphiſchen Geſellſchaft“ in Berlin.

(Bilder S. 545.)

Unter erſtes Bild ſtellt den proteſtantiſchen Gottesdienſt dar, der Sonntag den 20. Februar durch den Marinepfarrer des Admiralschiffes im Hofe des Japaneſenlagers abgehalten wurde, des Hauptquartiers des Beſehlshabers der gelandeten deutſchen Truppen, Herrn Kapitän Truppel. Der Hintergrund unſeres Bildes zeigt die deutſche Signalfation, durch welche die Verbindung des Geſchwaderſchiffs, Excellenz von Diederichs, mit dem Gouverneur aufrecht erhalten wird. Eine merkwürdige chineſiſche Feſtomalerei iſt auf einem thürähnlichen Maueraufbau unmittelbar hinter den verſammelten Truppen zu gewahren. Das Bild bedeutet den Drachen der Habsburg, der, über alle Südhäfen und Wäſſer des Lebens hinwegſchreitend, nur nach dem Gewinn des Goldes ſtrebend, endlich auf dem Punkt angelangt iſt, ſeine räuberiſchen Fänge nach der Sonne ſelbſt auszuſtrecken.

Das Bild iſt als Warnung vor dem Gebäude des chineſiſchen Mandarins angebracht, der hier ſeinerzeit die Beſatzungstruppen beſchäftigt hatte, und ſollte dieſen hohen Würdenträger täglich daran erinnern, daß nach chineſiſcher Auffaſſung die Habsburg die ſchändlichſte Sünde ſei und daß der Kaiſer ſie am ſtrengſten beſtrafen werde!

Ob es wohl viel gehalten haben wird, dieſes phantaſtiſche, künſtleriſche Menetekel, bei all den zoſtragenden Mandarinen, die hier im Laufe der Jahre regiert haben?

Und im Gegenſatz zu dieſer barbariſchen Art des alten Chineſentums ſehen wir heute auf unſerm Bilde die andächtigen, wohlgeordneten deutſchen Soldaten ihrem Gott die Ehre erweiſen.

Die zweite Abbildung führt uns eine chineſiſche Garſche vor. Der Herz befindet ſich im Freien, was bei den mancherlei ſeltſamen Däſten, mit denen die chineſiſche Kochkunſt arbeitet, wenigſtens den ausländiſchen Gäſten angenehm ſein mag. Chineſiſche Eigentümlichkeit iſt es, daß Köchinnen ebenſo unbekante Geſchöpfe ſind wie Wäſcherinnen; es fallen überhaupt eine Menge von Geſchäften den Männern zu, die bei uns von Frauen beſorgt werden — was ſich gutenteils aus dem Ueberſchuß des männlichen Geſchlechts erklärt; man leugnet freilich neuerdings, daß die neugeborenen Mädchen ausgeſetzt würden. Thatſache iſt wenigſtens, daß die Geburt eines Mädchens als Unglück betrachtet wird.

Havanna.

(Bild S. 540.)

Unſre Abbildung gewährt einen Einblick in die Bauart der Hauptſtadt Cubas. Der Betrachter iſt wohl auf den erſten Blick ziemlich überraiſcht; er hat wohl gemeint, eine Stadt in den heißen Himmelsſtrichen müſſe freier und luſtiger angelegt ſein, mit breiten Straßen und zahlreichen grünen Plätzen. Aber die ſpaniſchen Städte ſind ebenſo wie die italieniſchen meiſt eng ſammengebaut, die ſchmalen Straßen mit den vierſtöckigen Häuſern arten zu förmlichen Schluchten aus. Man hat das gutenteils gethan, um die Sommerhize abzuhalten; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß die dumpfe Luft deſto ſchlechter werden muß, beſonders bei dem Mangel an Reinlichkeit, wenigſtens was man in Deutſchland darunter verſteht. In Havanna ſind allerdings die Häuſer meiſt nur zwei- oder dreiſtöckig, hauptſächlich wegen der häufigen Erdbeben. Das Erdgehoß iſt als das kühlſte beſonders geſucht; da man die Fenſter ſoſt immer offen läßt, ſo hat der Fremde ganz ungeluſt Einblick in alle Einzelheiten des häuſlichen Lebens. Im Sommer wird die Hize, an der es übrigens auch im Winter nicht fehlt, ſo unerträglich. In den Monaten Mai bis September verlaſſen die Bewohner Havannas maſſenhaft die glühende Stadt und flüchten ſich in die kühleren Gebirgsgegenden; die Straßen ſind dann unter Tags ſoſt menſchenleer; erſt gegen Abend verlaſſen die beſagten Damen ihre Häuſlichkeit, um in den leichten Wagen, „Volantes“ (fliegende) genannt, auszufahren. Zu Fuß läßt ſich eine Dame oder ein Senor überhaupt nicht leicht ſehen, das widerſpricht dem guten Ton der beſſeren Geſellſchaft, die ſich aus den reichen Kaufleuten ſpaniſcher Abkunft oder zahlreichen Beamten und Offizieren zuſammenſetzt. Die engen Straßen erlauben die Anlage von Pferde- oder elektriſchen Bahnen nicht, deſhalb hat der Droſchkenverkehr hier eine Ausdehnung, wie ſoſt in der Welt, vielleicht mit der einzigen Ausnahme von Bukareſt, der Hauptſtadt Rumäniens. Fabriklöte gewahrt man in Havanna ſo gut wie nicht; dieſe Stadt von 250 000 Einwohnern iſt auſchließlich Handels- und Beamtenſtadt.

Mailuſt.

(Bild S. 541.)

O du Maienzeit, o du Maienluſt,
Wie biſt du voll Sonne, voll Blumenduſt,
So lieb und ſo lind und ſo weich;
In Glanz und Pracht ſieht der Gledierſtrauch,
Und über das Herz zieht ein Blütenhauch
Seligem Ahnen gleich.

Skizzen aus der Mappe eines Berliner Polizeilieutenants.

Von

Ch. Gandert.

Sirenenſang.

Eines Abends hatte ich wieder einmal Dienſt im Opernhaufe, und da ich bei ſolcher Gelegenheit ſtets von der Liebeshwürdigkeit der Generalintendantin, welche bis mittags zwölf Uhr den neben dem Dienſtplatz gelegenen Fauteuil im Parkett freihalten läßt, Gebrauch machte, ſo begleitete mich auch dieſesmal meine Frau. Plötzlich drückte dieſelbe meinen Arm und flüſterte mir, während auf der Bühne gerade Leporello das Sündenregister ſeines Herrn und Meiſters preisgab, ins Ohr: „Iſt das nicht W. da oben im erſten Rang? Rein, dort, neben der kleinen königlichen Loge, er beugt ſich eben zu den beiden Damen herunter.“ Natürlich war's der Baron. Er ſchien nur Auge und Ohr für ein paar Damen vorn an der Brüſtung ſeiner Loge zu haben, deren Anblick mir die Löſung des Räſſels brachte, daß er ſo lange ſich nicht hatte bei mir ſehen laſſen, und die ich nun durch mein Opernglas einer ganz genauen Okularinſpektion unterzog. Nun, ſein Geſchmack war nicht übel; die eine, zart und klein, mit aſchblondem Haar, handhabte mit tadelloſer vornehmer Eleganz, in ſchwarze Seide gekleidet, ihren perlenbeſetzten Fächer mit dem Anſtand einer Fürſtin, die andre bog ſoeben ein Antlitz von dem matten Weiß des Eiſenbeins, umrahmt von der Pracht tieſchwarzen, kunſtlos geordneten Haars zu ihrem hinter ihr ſitzenden Geſellſchafter, ſo daß ich eine Zeitlang die geradezu klaſſiſchen Linien des Profils zu beobachten vermochte. Sie war das Gegenſtück ihrer reizenden Nachbarin; von augenſcheinlich hohem Wuchs, ſchmiegte ſich um die herrlichen Formen, bis zum Hals hinaufreichend, ein weiches, ſchneeweißes, ſeines Wollkleid, das als einziger Schmuck vorn an der Bruſt eine blutrote Roſe aufwies.

Ich ſah wie auf Kohlen und konnte kaum den Aufſchluß erwarten; denn W., der fleiſchgewordene Junggeſelle, ſollte er wirklich, von Amors Pfeil getroffen, genau wie andre Sterbliche, auf ſchwanem Boot mit ſchwellenden Segeln in den Ozean der Liebe hineinraufen? Das Glück war mir nicht günſtig, denn als ich dann geflügelten Fußes die Treppe zum erſten Rang hinaufſteigen wollte, da trat mir ein Wachtmeiſter mit der Meldung entgegen, daß der Miniſter des Innern im Hauſe anweſend ſei, dem ich nun durch den Vogenschießer meine Karte hineinſandte. Entgegen

der ſonſtigen Gepflogenheit nahm mich der Herr Miniſter an, erkundigte ſich nach mancherlei Dingen, und als ich endlich wieder frei war, erfuhr ich zu meinem Mißvergnügen, daß die Herrſchaften, denen ich meinen Beſuch machen wollte, ſoeben aufgebrochen ſeien. — Am folgenden Morgen gegen Mittag trieb es mich, Freund W. aufzuſuchen; es hielt eine Equipage vor der Thür, und als ich das Vorzimmer betrat, bemerkte ich zu meinem großen Gaudium auf einem Tiſch ein Roſenbouquet liegen, deſſen Chic man es anſah, daß es einem der erſten gärtneriſchen Ateliers (ſo lautet nämlich in neuerer Zeit der Kunſtausdruck) entſtammen mußte. W. empfing mich im Bratenrock und war gerade dabei, ſich ein Paar perlgraue Handschuhe zuzuknöpfen. „Ihr entſchuldigt mich wohl, Vetter“ (wir nannten uns, da wir niemals wirklich betrunken zuſammen geweſen waren, trotz der alten Freundschaft nicht „Du“, ſondern „Ihr“ und auch häufig „Vetter“), „aber ich muß einen Beſuch machen, doch“ — er ſah nach der Uhr, klingelte und ließ eine Flaſche Rotwein kommen, die er mir aber nachher allein überließ — „ein Viertelſtündchen habe ich ſchon noch Zeit; ich ſage Euch...“ — „Wir, meine Frau und ich,“ unterbrach ich ihn, „waren geſtern auch in der Oper, doch als ich nach Eurer Loge gehen wollte, um meinen Knids zu machen, wart Ihr ſchon verſchwunden; wir bedauerten es lebhaft, denn ich irre wohl nicht — Ihr wollt Euch verloben?“ Er ſpielte mit ſeiner Uhrkette und ſah, bei mir vorbei, nachdenklich zum Fenſter hinaus. Dann erzählte er, zuerſt ſtockend, dann immer geſäufiger, daß er die beiden Damen, Mutter und Tochter, — hier ſtieß ich ganz unwillkürlich ein erſtauntes „Nanu!“ heraus — in der Kunſtausſtellung getroffen und in der angenehmen Loge geweſen ſei, ihnen eine Liebeshwürdigkeit zu erweiſen. Ein Wort habe das andre gegeben, dann habe er ſich vorgeſtellt und um die Erlaubnis gebeten, auf dem Rundgang durch die Säle den Cicerone zu machen. Dies ſei mit vornehmer Freundlichkeit angenommen worden, als er dann aber den Vorſchlag gemacht, eine Erfrischung einzunehmen, habe er ſichle Ablehnung erfahren; doch da ſei zum guten Glück ein Herr von A. — „Ihr kennt ihn auch von der Kriegſchule her,“ ließ er hier einſchießen — mit Gattin hinzutreten, der die Damen ſehr erfreut begrüßt, und nun ſei ein ganz reizender Abend gefolgt. Die Herrſchaften hatten gemeinſam ſoupiert, und W. hierbei erfahren, daß die ältere Dame, eine Ruſſin, die Witwe des im vorigen Jahr verſtorbenen Miniſterreſidenten oder Geſandten einer der kleinen ſüdamerikanſchen Republiken ſei, die mit ihrer Stieſtochter hier in Berlin ihren ſtändigen Aufenthalt nehmen wolle. Die Frau von A. ſei ihr von Niga her bekannt, und ſie hätten früher, bei Lebzeiten des Geſandten, viel zuſammen verkehrt. Er habe dann ſeinen Beſuch gemacht, die Damen ſeien fürſtlich eingerichtet und ihre Equipage comme il faut; die Gräfin habe zweimal in der Woche ihren jour fix, und er ſei, liebenswürdig dazu aufgefordert, an dieſen, übrigens köſtlichen Abenden ſtändiger Gaſt. Er habe ſchon mehrere ſeiner Bekannten dort eingeführt; Künſtler und Künſtlerinnen, ſowie mehrere Vertreter der harte finances ſeien gleichfalls dort häufige Beſucher, „wenn Ihr Luſt habt, ich werde Euch auch einführen, denn ich gelte etwas bei der Gräfin... doch ich muß fort, der Comteſſe ihren Morgenſtrauß bringen!“ Dabei nahm er von ſeinem Schreibtisch ein in Seidenpapier eingewickeltes Etui, ſein Diener ſchwang ſich mit dem „Morgenſtrauß“ neben den Kutſcher auf den Boſ, und er rief mir, während er auf Summi davontuſchte, noch ſchnell zu: „Alſo morgen um ein Uhr bei Hiller!“ „Alſo“ war gut, denn er hatte meines Wiſſens vorher gar nicht Zeit gehabt, an Hiller zu denken.

Meiner Frau war die Neuigkeit natürlich höchſt intereſſant, und ſie redete mir zu, mich bei den „Kreolinnen“ einführen zu laſſen. Doch es vergingen, da ich am andern Mittag zu Hiller nicht gehen konnte, noch mehrere Tage, bevor mir das Glück blühte, der Geſandtin meine Reverenz zu machen. W. ſchickte mir ein Billet und holte mich um ſechs Uhr ab; „die Gräfin wünſcht alles ſans gene.“ meinte er ſo nebenbei, „alſo nur im Leibrock (nicht Frack).“ Anſtatt aber nach der Behauſung der Gräfin zu fahren, beorderte er die Droſchke zu Hiller, und nachdem wir hier ein „Facon“, ſelt natürlich, genehmigt, verſchleppte er mich nach dem Café Bauer, da die Soireen ſtets erſt gegen zehn Uhr ihren Anfang nahmen. Für einen erſten Beſuch ſchien mir dies allerdings eine merkwürdige Zeit, aber W. beſchwichtigte meine Bedenken mit der Aeußerung: „Wenn ich Euch einführe, ſeid Ihr zu jeder Stunde willkommen, die Gräfin iſt dies außer dem von Südamerika her ſo gewohnt.“

Bei Bauer trafen wir mehrere Bekannte und einen Herrn mit ſahlem Kopf und ungeheurem Schnurrbart, „Herr von A.“, ſtellte W. vor, „doch Sie kennen ſich ja.“ fuhr er, zu jenem gewandt, fort. Jetzt erkannte ich ihn wieder; wir nannten ihn damals „den langen Ali“, und er war ein luſtiger, ſtets zu allerhand Streichen aufgelegter Geſellſchafter. Es fiel mir aber,

sehr zu meinem Unbehagen, in diesem Augenblick ein, daß ein Träger jenes altherühmten Namens diesen Namen geschändet, und „der Polizist“ fing an, bei mir lebendig zu werden. Doch ich versuchte, mir die albernen Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, denn wie käme jener denn zu dieser Gesellschaft, namentlich zu W., dem vornehmen, ehrenfesten Mann vom Scheitel bis zur Zehe?

Nachdem wir einen Eiskaffee vertilgt, wurde zum Ausbruch geblasen; Herr von A. nahm meinen Arm — wir wollten den kurzen Weg zu Fuß zurücklegen — und erzählte mit großer Zungeläufigkeit, daß er verheiratet sei, früher in Wiesbaden ansässig gewesen, jetzt in Berlin wohne, im Sommer jedoch in Sahnitz, wo seine Schwiegermutter eine Villa besitze, sich aufhalte, kurz, er weichte mich in ein paar Minuten völlig in seine Verhältnisse ein; wie es mir denn ergehe? Ich erwiderte, daß auch ich recht glücklich — wenn auch ohne schwiegermütterliche Villa — verheiratet sei, ließ aber, vielleicht aus Instinkt, mein Amt unerwähnt. Dann brachte A. das Gespräch auf die Gräfin, daß er mit seiner Gattin dort Hausfreund sei und die geschäftlichen Angelegenheiten der Witwe, mit deren verstorbenem Mann er befreundet gewesen, führe.

Mittlerweile waren wir am Ziel unsrer Wanderung angekommen; auf einen Zug an der Klingel öffnete sich die Thür, und wir gelangten, eine stolze, teppichbelegte Treppe emporsteigend, in einen Vorsaal, der sehr wohl für einen gut ausgestatteten Salon hätte gelten können. Ein ehrwürdiger weißköpfiger Herr in schwarzem Frack — der Kammerdiener, wie mir A. zuflüsterte — empfing uns, während ein Diener in einfacher Livree uns die Hute und so weiter abnahm und dann eine Flügelthür gewandt öffnete, hinter welcher hervor weiche, schmelzende Töne eines herrlichen Flügels an unser Ohr gedrungen waren.

Es war ein ziemlich großer Saal, in den wir eintraten, reich, aber nicht überladen, und mit vielem Geschmack decoriert. Bis an die Decke reichende Spiegel von venetianischem Glas warfen das Licht dreier Kronleuchter zurück, die Fenster waren über weißen Tüllgardinen durch dunkle Vorhänge halb verhüllt, welche sich prächtig von der hellblauen, mit Silber durchwirkten Tapete abhoben. Einzelne kleine Tische waren rings an den Wänden auf dem spiegelblanken Parkett aufgestellt und an mehreren derselben saßen Herren und Damen in animierter Unterhaltung. Unter dem einen Kronleuchter stand in einfachem weißem Wollkleid, eine dunkle Rose im Haar und seitwärts im Gürtel, von einem Kreis älterer Herren umgeben, die Frau des Hauses. Rechts und links vom Saal schloß sich eine Flucht Zimmer an, die durch den Reflex der hinteren Wände der letzten Gemächer bedeckenden Spiegel schier endlos zu sein schien. Es waren auf jeder Seite vom Saal noch vier Zimmer vorhanden, wie ich später sah, elegant möbliert, mit lauschigen Ecken und Nischen, die teils durch schwere Portieren, teils durch Arrangements köstlicher Blumen und Blattpflanzen hergestellt waren; von den Decken hingen Ampeln herab, welche das Zimmer, je nach Farbe der Tapeten, mit rotem oder blauem Licht magisch erleuchteten, weiche Teppiche, auf denen kein Fußtritt hörbar, bedeckten den Fußboden. Es war ein wahrhaft feenhafter Anblick, wenn man von den matterhellsten Zimmern aus in den glänzenden Saal und in weiterem Verfolg in die andre Flucht farbig dämmernder Gemächer hineinschaute.

Die Besitzerin all dieser Herrlichkeiten, anscheinend im Anfang der Dreißiger stehend, kam uns in zauberischer Anmut und mit strahlendem Lächeln entgegen und reichte mir, als W. mich vorstellte, mit ungekünstelter Freundlichkeit die Hand zum Kuß. Dann nahm sie, nachdem ein Wink mit dem Fächer den Baron an ihre andre Seite gerufen, meinen Arm. „Sie sind fremd hier, aber ein Freund des Barons, möge es Ihnen gefallen bei mir; wir machen keine Umstände, und ich liebe es, meine Gäste sich ganz nach Gefallen unterhalten zu sehen... meine Tochter Alice...“ Dann ein grazioses Reigen des schönen Kopfes — sie hatte neben ganz hellblondem Haar tiefdunkle Augen — und sie entzog mir ihren Arm, den Baron W. nunmehr ganz in Beschlag nehmend.

Es war eine wahrhaft königliche Erscheinung, die da vor mir stand. Augen von der Farbe des Veilchens, in der nächsten Minute aber schillerten sie fast grün, blickten mir entgegen, so siegesgewiß, als sei sie gewohnt, daß niemand ungestraft in die Pracht der von langen Wimpern beschatteten Sterne zu schauen vermöge. Ein kostbares braunrotes Seidenkleid umschloß die herrliche Gestalt, den schneigen Nacken sehen lassend, während sie als einzigen Schmuck eine prachtvolle Brosche mit einem einzigen, aber fast wie eine Hafelnuß großen Brillanten trug. Von meinem Antlitz mußte wohl ganz unverhohlen meine Bewunderung sich ablesen lassen, als ich nach den ersten banalen Worten ihr gegenüber meiner Dankbarkeit gegen W. Ausdruck verlieh, dessen Freundschaft ich die Ehre ihrer

Bekanntheit zu danken habe, denn sie gab mir einen leisen Fächerschlag auf die Schulter und führte mich, sich leicht und anmutig auf meinen Arm stützend, in eines der lauschigen Zimmer, an ihren Lieblingsplatz, wie sie meinte, um mich, ungelesen von den übrigen, mit den Anwesenden von ferne bekannt zu machen. Einer der schwarzgekleideten Diener erschien auf ihren Wink mit eiskaltem Champagner, und sie stieß, nachdem ich neben ihr auf dem Diwan ehrerbietig Platz genommen, so harmlos-freudlich mit mir an, als ob sie mich schon längere Zeit, nicht erst ein paar Minuten lang gekannt hätte.

Dann klärte sie mich kurz über die Persönlichkeiten einiger Damen auf (es waren lauter volltönende, aber merkwürdigerweise ausländische Namen), die Toiletten derselben einer ziemlich ungenierten, aber witzigen Kritik unterziehend, und forderte mich schließlich auf, mich zu äußern, an welchen der kleinen Tische im Saale sie mich geleiten solle. Als ich darauf in einer ganz tollen Idee — und hieran war „der lange Ali“ und was mir bei seinem Namen eingefallen war, schuld — die Bemerkung machte, daß ich mich gar nicht nach dem schimmernden Saale fehne, sondern am liebsten in dem trauten Winkel in ihrer Nähe bleiben möchte, da traf mich ein Blick aus den grünen Augen, so triumphierend und geringschätzig zugleich, daß ich von diesem Moment ab Mißtrauen in mir spürte, bewußtes, klares Mißtrauen, dem ich unter allen Umständen Rechnung tragen wollte.

Plötzlich erhob sich meine Nachbarin, und ich bemerkte durch das Blättergeräusch hindurch, wie die Hünengestalt des Baron W. aus der entgegengesetzten Zimmerreihe auftauchte. Die Comtesse nahm abermals meinen Arm, und wir begaben uns nach dem Saal zurück, aus welchem mittlerweile die kleinen Tische verschwunden waren und in welchem der Flügel, der bisher nur halblaut in träumerisch-süßen Weisen erklungen, mit einmal in vollen Tönen die Aufforderung zum Tanz ertönen ließ, welcher ein herrlicher Walzer von Strauß folgte. Sofort schaffte W. auf meine Begleiterin los, während ein Fächerwink der Gräfin, welche mit Herrn von A. in eifriger Unterhaltung in einer Fensternische verweilte, mich zu sich rief. Einen Augenblick später wiegte ich mich mit der jarten, entzückenden Erscheinung im Tanz und machte mir beinahe Vorwürfe, daß die schlimmen, verräterischen Gedanken in meinem Kopf durch ihre Unterredung mit A. neue Nahrung bekommen hatten. Dann blieb ich eine Weile mir selbst überlassen und beobachtete mit kühlem Herzen das Treiben im Saale. Es war eine Gesellschaft von wohl sechzig Personen anwesend; die Damen waren mir sämtlich fremd, lauter blühende, duftige Mädchengestalten, und nur drei ältere Damen nahmen, Thee und Gebäck auf einem Tischchen vor sich, einen Eddivan ein. Von den Herren waren mir viele als Mitglieder der jeunesse dorée von Ansehen bekannt, eine Finanzgröße unterhielt sich mit einem älteren Herrn, der mir den Rücken halb zudrehte... zum Teufel noch mal, der sollte mich hier nicht sehen, denn dann war es mit meinem Inognito vorbei! Ich verschwand daher in den Nebenzimmern und kam gerade dazu, als in dem hintersten derselben man eben anfing, ein paar Tische zusammenzurücken, um ein Spiel zu entrichten. Herr von A. hatte ein Bild von der Wand genommen und zeichnete mit Kreide einen Tempel auf die Rückseite... also doch!!

In diesem Augenblick erschien die Dame des Hauses, zufällig natürlich, mit ziemlich ungnädiger Miene und scharfen Worten dem Herrn sein Beginnen verweisend. „Nur zum Scherz, gnädigste Gräfin, nur zum Scherz“, beeilte sich A. mit gut gespielter Verlegenheit zu versichern, „wir Alten können nicht tanzen wie die Jugend, und dann die Zigarre, und ich bin auch einigen der Herren noch Revanche schuldig.“ — „Ich hätte nicht geglaubt, daß die Herren sich langweilen würden bei mir, um spielen zu müssen“, erwiderte die Dame in augenscheinlicher Erregung ziemlich kühl, „ich darf dann aber wohl bitten, daß es auch ein Scherz bleibt“, und schmolzend verließ sie den von dunkelblauer Ampel nur schwach erleuchteten Raum.

Dann erschien der alte Kammerdiener mit Karten, zwei Diener servierten Champagner, und als A. nun mit vollendeter Grazie die erste Taille schlug, da war auch der letzte Rest meines Zweifels geschwunden und ich wußte genau, wohin ich geraten, und daß ich das Gespenst jener alten, hochangesehenen Familie in dem Bankhalter da hinter dem Tisch vor mir hatte.

Das Spielzimmer fing an sich mehr und mehr zu füllen; auch ein paar junge Damen waren an dem Arm ihrer Tänzer erschienen und steckten halb neugierig, halb verlangend ihre Köpfechen vor, bis nach einem tuschelnden lächelnden Zwiegespräch ihre Kavaliere dem Glück mit ein paar Kronen die Hand boten. Auch der vornehme Finanzbaron tändelte mit dem Herrn, von dem ich mich nicht sehen lassen wollte, herein, so daß ich nach dem Saale mich zurückbegab und dort auf W. stieß, dem gleichfalls nach einem Tanz um das goldene Kalb zu gelüsten schien. Bevor ich noch

ein Wort mit ihm wechseln konnte, wurde meine Aufmerksamkeit auf die Eingangsthür gelenkt, durch welche sporentirrend vier Offiziere der Garde-Kavallerie in bequemem Anzug ihren Eintritt hielten. Man merkte, daß sie wie zu Hause hier waren, denn der eine nahm sogleich die Tochter des Hauses in Beschlag, um mit ihr, den Pallasch noch an der Seite, in den Strudel sich zu stürzen, und auch die übrigen Herren beteiligten sich am Tanz, ohne vorher die Gräfin aufzusuchen und sie zu begrüßen.

Bestenfalls machte die vollendete, gewandte Wirtin, schwebte graziosen Schrittes von einer Gruppe zur andern, und ich bemerkte sehr wohl, wie auf einen Wink ihres Auges die Diener flogen, um Backwerk und Eis den Damen zu kredenzen. Die Nebenzimmer waren, was ich eigentlich nicht erwartet hatte, verwaist, und im Saale ging es durchaus so zu, wie in einer großen Privatgesellschaft, in welcher das junge tanzlustige Volk genau miteinander bekannt ist; nach dieser Richtung hin schien also durchaus kein Grund zu irgend welchen Bedenken vorhanden zu sein. Da entriß mich W., der mich schon eine Weile gesucht, meinen Betrachtungen; er hatte sein ganzes Geld verloren und fragte nun mich, ob ich bei Kasse sei. Die fünfzig Mark, die ich bei mir hatte, konnten ihm natürlich nichts nützen, und er war vernünftig genug, daß er aufhörte mit Spielen und nicht von dem Anerbieten des Herrn von A. Gebrauch machte, der, wie W. mir erzählte, sich liebenswürdig bereit erklärt hatte, jeden beliebigen, auf eine Visitenkarte vermerkten Satz von ihm anzunehmen. Er suchte und fand vielmehr Entschädigung für seinen Verlust in trauter Unterhaltung mit der schönen Alice, mit welcher er sich auf deren Lieblingsplatz — wie sie jene anheimelnde Ecke in dem Nebenzimmer mir gegenüber genannt — niederließ.

Die Gräfin hatte meine Unterhaltung mit W., vermutlich auch meinen Griff nach der Tasche mit angesehen und erzeigte mir die Ehre, mich in eine längere Unterhaltung zu ziehen, aus welcher ich unschwer das Bestreben herausfühlte, etwas Genaueres über W.'s Verhältnisse zu erfahren. Doch ehe ich noch in der Lage war, irgend eine Erklärung abzugeben, wandte sich die Gräfin mit den Worten um: „Ah, Frau von A. mit Rechte“, mir beide Damen vorstellend. Als ob der Blick vor mir eingeschlagen, schaute ich auf Frau von A., eine schon etwas verblühte, geschminkte Schönheit... ich wußte genau, daß ich sie vor mehreren Jahren, verwickelt in eine häßliche Geschichte, auf der Anklagebank gesehen! Die Rechte, ein ganz junges Mädchen, war mir unbekannt.

Beim Abschied, der erst gegen vier Uhr stattfand, gewann ich es nicht über mich, der Gräfin, wie beim Empfang, die Hand zu küssen, und ich atmte auf, als die reine, frische Morgenluft meine heiße Stirn umwehte; Herr von A. war nicht mit uns fortgegangen. Am folgenden Mittag besuchte ich W. und fand ihn ziemlich unwirksam; er hatte eine ganz bedeutende Summe verloren, aber als ich dann vorfichtig meinen Gedanken, meinem bis zur Gewißheit gestiegenen Verdacht Ausdruck verleihen wollte, unterbrach er mich sehr ernst: „Ich verlange unter allen Umständen, daß Ihr keine Dummheiten macht, denn ich habe Euch eingeführt, und die Damen sind über jeden Zweifel erhaben; Ihr würdet mich auf Eurem Wege finden.“ Das war eine Drohung, und ich verließ daher ohne ein Wort zu sagen seine Wohnung.

Acht Tage später traf ich bei einem Vetter, der eine sehr hohe Stellung damals hier einnahm, in einer Gesellschaft ein junges Mädchen, die Tochter eines höheren pensionierten Offiziers; seine Frau war gestorben und jene sein einziges Kind. Es war jene Kleine, die ich mit der Frau von A. bei der Gräfin gesehen!! Wie sie dahin gekommen, gehört nicht hierher und ist eine lange Geschichte, es war aber für sie die höchste Zeit, daß ich sie traf.

W., den ich sofort am andern Tag aufsuchte, war nicht zu Hause, obwohl ich ihn bei meiner Ankunft am Fenster gesehen hatte; ich handelte also allein!...

Am nächsten Sonnabend, gleich nach Mitternacht, erschienen in den Salons der Gräfin drei feingekleidete Herren, deren Anwesenheit erst dann bemerkt wurde, als zwei von ihnen den Tempel und die Karten und die reichgefüllte Bank nebst dem Bankhalter, Herrn von A., in Beschlag nahmen und nach dem Polizeipräsidium überführten, während der dritte die Gräfin und die Comtesse einlud, ihm ebendorthin zu folgen; der Kammerdiener befand sich bereits in den Händen von Kriminalbeamten. Es war, als ob eine Bombe in das ausgelassene Treiben gefallen! Sämtliche Anwesende, Herren und Damen, hatten Namen und Wohnung genau anzugeben, Frau von A. wurde mit verhaftet; einzelne Damen fielen in Ohnmacht, und die Situation war auch heikel genug, dies zu rechtfertigen.

Die genaue, wenn auch mit Diskretion geführte Untersuchung ergab dann, daß die Gräfin keine Gräfin,



Village Model. Nach dem Modelle von Benjamin Vautier.

sondern die Frau des „Kammerdieners“, eines alten Industriemagnaten, war, und daß die „Comtesse“, die verlorene Tochter angesehener Eltern, schon manchen Sturm erlebt hatte. Die glänzende Einrichtung war nur geliehen; Herr von A. spielte falsch mit einer ihm an jedem Abend von dem „Kammerdiener“ zum Bankhalten zur Verfügung gestellten hohen Summe, die er stets mit dem Gewinn noch an demselben Abend abliefern mußte; er erhielt zweihundert Mark für den Abend als Lohn für die Schlepperdienste, die er leistete, und für die Kunstfertigkeit seiner Finger!

Plötzlich wurde, als man allgemein schon einer cause célèbre ersten Ranges mit Spannung entgegen sah, die Pseudo-Gräfin nebst der angeblichen Comtesse gegen Stellung einer sehr hohen Kaution aus der Haft entlassen und reiste natürlich — wie man sagte, mit reichen Mitteln versehen — unter Mitnahme ihres würdigen Gatten bei Nacht und Nebel ab. Und es war dies ein Glück, denn der Skandal wäre ein ungeheurer geworden!

Wer die Kaution — dreißigtausend Thaler — gestellt? Nun, natürlich kein armer Mann, jemand, der den Skandal vermeiden sehen wollte.

Herr von A. wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, hielt aber reinen Mund, den vermutlich ein goldenes Pflaster schloß; seine Frau mußte entlassen werden.

Mehrere der Teilnehmer an den Spielabenden hatten pekuniär schwer zu büßen; ein großer Industrieller mußte Konkurs anmelden.

Freund W., der sein ganzes bedeutendes Allodialvermögen bei dem Sirensang der Spielhölle verloren, wäre völlig ruiniert worden, hätte die Geschichte noch weiter gespielt; er war aber so in die Reize der schönen Alice, die er hatte heiraten wollen, verstrickt, daß ich gleich nach der Katastrophe, wie er mir damals gedroht, „ihn auf meinem Wege fand“, das heißt, es ging eines schönen Morgens irgendwo eine Pistole los, deren Kugel mich, zwar nicht in gefährlicher, aber doch recht unangenehmer Weise, gleichfalls auf ihrem Wege fand.

Ein halbes Jahr später aber hielt er meinen zweiten Jungen über die Taufe, und wir sind wieder die Alten, denn er hat längst eingesehen, daß ich angesichts der Tatsache, daß die „Gräfin“ selbst junge Mädchen der besten Familien in ihre leichtlebigen Kreise zog, nicht anders handeln konnte!

Der Bücherschrank.

Humoreske von L. J.

Ich habe gottlob eine recht liebe, gute Frau, die ich in jeder Beziehung als das Muster einer Hausfrau und Mutter hinstellen kann. Sie versteht mir das Eheleben so recht gemütlich und angenehm zu gestalten, so daß ich nur sehr selten Anlaß habe, meine Stammscheine aufzufuchen, und für solche Junggesellen, die sich als Wirtschaftsinventar auf ihre Art glücklich fühlen und — wie der Blinde von der Farbe — über „Ehejoch“ und „Eheesseln“ reden zu können vermeinen, nur ein mitleidiges Lächeln habe.

Dabei ist meine liebe Frau die personifizierte Sparsamkeit; sie kommt mit einem denkbar minimalen Wirtschaftsgeld aus und versteht jeden Pfennig direkt und indirekt auszunutzen.

Zu diesem indirekten Ausnutzen gehört auch, daß sie des Abends nach geschlossenem Tagewerk die von mir gehaltene Zeitung genau durchliest, das heißt nur den Teil unter dem Strich und den Annoncenteil, während die politischen Leitartikel, die auswärtigen Angelegenheiten und so weiter sie vollständig kalt lassen, denn zu den „Emanzipierten“ gehört sie ja, gottlob, nicht.

Sitzen wir denn also eines Abends ganz harmlos und lesen die Zeitung. Plötzlich sagt meine bessere Hälfte, die in den „Verkäufen“ vermutlich gerade nach einem „billigen, aber noch gut erhaltenen Kinderwagen“ Umschau hielt: „Du, Männchen, hier ist für nur vierzig Mark ein fast neuer, nußbaumpolierter Bücherschrank ausgeben; den kauftest du dir wirklich einmal ansehen, denn dein schöner Brodhaus versteht und verkommt ganz so ohne Umhüllung auf dem Schreibtisch.“

Om! — Recht hat meine liebe Frau immer, aber in diesem Fall traf sie doch mal ganz besonders den Nagel auf den Kopf und kam einem meiner geheimsten Herzenswünsche urplötzlich entgegen, den ich bisher nur nicht zu äußern gewagt hatte, weil... doch das gehört ja hier nicht her. Ich sagte also nur, um die mir gebotene Chance nicht durch ein überreiltes Wort zu verderben, so harmlos als möglich: „Das war“, meiner lieben Frau weitere Präliminarien zur Herbeiführung einer einheitlichen Meinung über diese Sache überlassend, die auch alsbald erfolgten.

„Gewiß“, sagte sie, „das ist ganz entschieden etwas für dich.“ Nußbaumpoliert paßt gerade zu unsern Mobilitäten, außerdem wird er hier am Fenster die leere

Ecke wunderschön ausfüllen, auch habe ich dann endlich einen passenden Raum, wo ich meine Bild- und Stopfsachen, das große Album, die besseren Spielsachen der Kinder, die ausgelesenen Zeitungen, das Dambrett, die Lesemappe und manches andre schön unterbringen kann. Gleich morgen früh auf dem Weg ins Bureau gehst du wegen der Adresse in der Expedition vor; dann kannst du dich nach dem Frühstück eine halbe Stunde frei machen und ihn ansehen. Am Abend wirst du ihn mir beschreiben, und gefällt er mir dann auch, so ist er übermorgen der unsre. Natürlich mußt du ihn noch versuchen, fünf Mark abzuhandeln; doch darin seid ihr Männer ja leider alle gleich zurückhaltend; was einer fordert, bezahlt ihr ohne Murren, während eure Frauen euch auf diese Weise so manchen Groschen ersparen.“

Nachdem meiner lieben Frau nach dieser ziemlich langen Suade der Atem vorläufig ausgegangen war, gab ich denn, um die Debatte nicht in eine öde Länge zu ziehen, zu allen vorgeschlagenen Punkten ein bloc meine volle Zustimmung; wenn auch meine Freude ebenso schnell, wie sie emporgeschwollen war, wieder erheblich gesunken war, nachdem ich von der verschiedenartigsten Einquartierung erfahren, die meinem zukünftigen stolzen Möbelstück bevorstand, und von der ich noch nie gehört hatte, daß man solche Naritäten allgemein in einem Bücherschrank unterzubringen pflege. — Na, sei dem, wie ihm wolle. Ein kleines Plätzchen würde in ihm für mein Verikon, meinen Fritz Reuter, die Kochbücher meiner Frau — die sie bei der Aufzählung der von ihrer Seite im Schrank unterzubringenden Gegenstände sonderbarer Weise vergessen hatte — und die mannigfaltigen sonstigen Schmöcker, die ich mir im Laufe der Zeit herangehandelt hatte, ja am Ende noch bleiben. Ich ging also am andern Morgen programmäßig los: kam, sah (handelte) und — kaufte ohne vorherigen Vortrag bei meiner lieben Frau, denn Fortuna schien mir in diesem Spezialfall (was ich sonst nicht gerade von mir sagen kann) wirklich einmal gewogen zu sein, weil der Schrank in jeder Beziehung auf mein harmloses Gemüt einen soliden Eindruck machte, so daß ich ihn mir nicht entweichen lassen wollte. Auch hatte ich im Punkte des Handelns insofern Glück, als die sonst ziemlich resolute Verkäuferin — eine ältere Witib, wie sie mir wehleidig klagte — die übrigens berufsmäßig mit „alten und gebrauchten“ Mobilitäten handelte, bereit war, auf eine „Teilung“ der strittigen fünf Mark einzugehen, so daß ich also netto siebenunddreißig Mark fünfzig Pfennig zu erlegen hatte.

Natürlich mußte ich den Schrank auf eigne Kosten abholen lassen, wofür zwei biedere Dienstmänner, da ich diesmal leider nicht an ein Handeln beziehungsweise vorheriges Preisbestimmen gedacht hatte, mir fünf Mark abknöpfen. Unglücklicherweise stellte sich beim Ubladen noch heraus, daß ein Wein unterwegs verloren gegangen sei. Zwar verlangte ich zuerst energisch von den Ueberbringern Schadloshaltung, doch meinten sie, daß sie bei „so'n ollen versauten Kram“ eine Garantie dafür, daß unterwegs nichts abfalle, nicht übernehmen könnten.

Nun, welcher gebildete Mensch streitet sich wohl mit Dienstmännern lange herum; ich lohnte sie also für Ueberbringung des dreibeinigen Schrankes ab und holte mir meinen Nachbar, Tischlermeister Bornemeyer, um ihm einerseits meinen billigen Gelegenheitskauf zu zeigen und dann auch Auftrag zur Anfertigung eines passenden Beines zu erteilen.

Bornemeyer kam denn auch, besah sich meinen Stolz stillschweigend und meinte dann trocken, daß der Schrank ja sonst nicht schlecht sei, nur daß er an eminenter Altersschwäche leide, auch wohl früher schon mal eine feuchte Wohnung innegehabt haben müsse, infolgedessen er in den unteren Extremitäten so morsch sei, daß er ein neues Bein nicht anzubringen vermöge; indessen wolle er mir gern einen „Klotz“ zur Verfügung stellen, den ich an Stelle des fehlenden Beins unter den Schrank legen könne.

Die Blicke, die mir meine liebe Frau bei diesen unliebsamen Enthüllungen zuwarf, kann ich zwar nicht beschreiben, doch hatten sie mit einem „lieblichen Lächeln“ nichts gemein, auch glaube ich eine bedeutend beschleunigte Herzthätigkeit und plötzlichen Blutandrang nach dem Kopf hiermit in Verbindung bringen zu müssen, so daß der verehrliche Leser sich vielleicht eine Vorstellung von denselben machen kann. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß das eigne Gewissen zu dem Umstand, der diese Erscheinungen zeitigte, mit beitrug, denn Beine und Boden des Unglückschrankes hatte ich in dem engen, dunkeln Verkaufslokal natürlich nicht untersucht, zumal er mir als „neu und wenig gebraucht“ aufgeschwätzt war.

Bei objektiver Betrachtung sah er obenwärts übrigens auch im hellen Tageslicht noch ganz leidlich, wenn auch etwas derangiert aus, denn er hatte auf seinem bisherigen Lebensweg bei dem wahrhaftlichen öfteren Wechsel seines Herrn und seines Domizils manche Schramme davongetragen und war seit seiner

vielleicht doch schon recht weit zurückliegenden Entstehungszeit wohl noch nicht wieder mit Politur in Verührung gekommen. Indes, Nachbar Bornemeyer, der generöse Klotzpendler, war bereit, diesen Defekt gegen ein Äquivalent von zwölf Mark zu beseitigen und ihn „wie neu“ aufzupolieren, welchen Vertrag ich denn auch feuchend mit ihm abschloß.

Nachdem mein Schrank also noch acht Tage bei Bornemeyer eine Verschönerungskur durchgemacht hatte, konnte ich mich seines Besitzes, der mir nun mittlerweile über fünfzig Mark zu stehen kam, erfreuen.

Zwar ergab sich beim definitiven Aufstellen in der von meiner Frau designierten Ecke, daß selbe viel zu klein beziehungsweise der Schrank viel zu groß für dieselbe war und letzterer eine Hand breit das Fenster verdeckte; allein das konnte meine Frau ja vorher doch auch nicht wissen, und so sahen wir denn über diesen Schönheitsfehler hinweg und zogen, nachdem wir uns den Raum ehmlich geteilt hatten, mit unsern Sachen ein.

Als ich am andern Tag aus dem Bureau kam, kommt meine liebe Frau mir schon auf der Treppe weinend entgegen mit der Trauerbotschaft: „Denke dir, Willi (mein Jüngster) ist mit dem Kinderstuhl in eine Scheibe deines Bücherschranks gefahren.“ Na, so was fehlte denn auch gerade noch. Bornemeyer will ich mich schon auf den Bengel stürzen, um ihn handgreiflich zu belehren, wie man sich den Scheiben seines väterlichen Bücherschranks gegenüber zu verhalten hat, als mir meine Frau noch rechtzeitig in die Arme fällt und mir auseinanderlegt, daß das arme Kind doch auch nichts dafür könne, weil es an ein solch neues Möbelstück nicht gewöhnt sei und vor allem dessen schwache Seiten nicht kenne.

Meine liebe Frau hat — wie schon gesagt — immer recht, also auch in diesem Falle; ich bin entwisst, und Willi hat seine Prügel gespart. Resigniert schide ich zum Glaser. Der Wiedermann kommt auch, erklärt mir aber, daß Scheiben mit so altmodischen Mustern jetzt nicht mehr fabriziert würden, ich also kein Pendant zu der noch heißen bekommen könne. Wohl oder übel mußte ich also zwei neue „moderne“ doppeltgeäderte Scheiben einlegen lassen, eine Verschönerung, die mich bare sechzehn Mark kostete.

Verstimmt über diese unvermutete Neubelastung meines schmalen Einkommens und ohne jede Formel zur Berechnung der Wahrscheinlichkeit dafür, wie oft mein Herr Sohn sich — beziehungsweise mir — diesen Scheibenzerschlagungen wohl in Zukunft leisten könne, lege ich mich mühsam ins Bett, schlafe aber schließlich über meinen Grübeleien doch ein, um mich im Traume weiter mit Tischlern und Gläsern abzuspielen.

Raum von Morpheus' Armen sanft umschlungen, fühle ich ein heftiges Schütteln am Arm und höre gleichzeitig die flüsternde Stimme meines lieben Weibes: „Mann, hörst du nichts?“ Natürlich hörte ich nichts als das verhallende Rollen einer Nachtdrohsche. Aergerlich über diese Störung, drehe ich mich auf die andere Seite, um mich wieder zu meinen Handwerken zu begeben; doch hatte ich die Rechnung abermals ohne meine liebe Frau gemacht, welche meine Hörgorgane durch gesteigertes Rütteln in Funktion zu bringen suchte. „Höre doch, bitte, lieber Mann; das müssen Mäuse sein“, flüstert meine Frau eindringlich in stehendem Ton, der mich denn doch rührte und munter machte. Meine Frau hat nämlich weder vor dem leibhaftigen Höllenfürsten oder sonst irgend einer Kreatur auf, in oder unter der Erde irgend welche Furcht, mit einziger und alleiniger Ausnahme dieses harmlosen Nagetiers.

Nachdem ich denn also eine Weile laufend im Bett geseffen und mich vergeblich angestrengt hatte, in meiner sonst durch vorzügliche Akustik sich auszeichnenden Wohnung irgend einen Ton zu vernehmen, höre ich schließlich doch ein Geräusch, etwa als ob jemand in der Nähe meines Bücherschranks seine Taschenuhr aufzöge, dabei aber die Kette abgedreht hätte, so daß das regelmäßige „Knarr-Knarr“ kein Ende nimmt.

„Na“, sagte ich beruhigend zu meiner Frau, „ängstige dich nicht, liebes Kind; Mäuse sind es jedenfalls nicht.“ obgleich ich momentan selbst nicht ahnte, was es denn wohl eigentlich sein könnte. — Da! Heiliger Bimbam! Wie Schuppen fiel's mir von den Augen: In meinem „teuern“ Bücherschrank rumorte der Holzwurm. Mein armer Schrank, also auch diesen Schmerz mußt du mir bereiten. Und wer konnte nach den bisherigen Erfahrungen voraussehen, ob dies der letzte sein werde!

Als meine liebe Frau sich von der befürchteten Mäuseplage befreit sah, bekam sie denn auch sogleich wieder Mut, indem sie einerseits behauptete, vor dem infamen Gebohr nicht schlafen zu können, und mir andererseits schwere Vorwürfe machte, daß ich diese Viecher beim Ankauf nicht gesehen habe. Ich erklärte meiner lieben Frau, um sie endlich wieder zu besänftigen, daß sich dieser „unbedeutende“ Uebelstand morgen schon mit leichter Mühe abstellen lassen werde, ohne selbst zu ahnen: wie, und so schliefen wir denn schließlich beruhigt wieder ein.

Um in dieser fatalen Sache etwas zu thun, hat ich am andern Morgen den Briefkasten meines Blattes — ein Mann, der ja bekanntlich alles weiß — um Rat, während die Würmer mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig war, weiterbohrten.

Abends setzte ich mich im Vollgefühl des Genusses, einen Bücherschrank — wenn auch einen ziemlich theuern und dabei nicht ganz einwandfreien — mein eigen zu nennen, zu meiner lieben Frau an den Tisch, um womöglich neben dem noch nicht bekannten Mittel des Zeitungsonkels im Brodhaus noch ein weiteres Mittel gegen Holzwürmer zu entdecken. Doch was ich im Brodhaus entdeckte, war etwas andres, ein Mittel gegen Holzwürmer war es nicht, da es mit diesen anscheinend in friedlichster Wohnungsgemeinschaft lebte. Es war ein rundliches Etwas, etwa von der Größe und der Farbe einer Linse, das aber vermöge unsichtbarer Beine schleunigst aus meinem Bereich zu kommen bestrebt war.

Für meine Frau war das Erschrecken dieses schüchternen Tierchens — denn dem Tierreich gehörte es nach der Fähigkeit, sich zu bewegen, an —, Aufschreien und Wie-leblos-zurück-sinken eins. — Bei dieser verblüffenden Rundgebung dämmerte auch mir, daß dieses Etwas wohl nicht so ganz harmlos sein könne, und wie einem im Moment der höchsten Gefahr urplötzlich die Erkennung derselben offenbar wird, so sagte ich mir: „Das ist eine Wanze!“

Ob dieser schauderhaften Entdeckung war auch ich mit meinem Latein — obgleich ich zwar nicht in Ohnmacht fiel — am Ende; nur stöhnend konnte ich noch mit Schiller sagen: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil.“

Meine liebe Frau, die inzwischen wieder zu sich gekommen war, begann jetzt mit einer Gründlichkeit, die sie wer weiß wo erworben haben mochte, mir einen haarsträubenden Vortrag über das Wesen der Wanzen im allgemeinen und deren Umgangsformen mit dem Menschen im speziellen zu halten, dessen Ueberzeugungskraft sich bald genug äußern sollte. Raum hatten wir uns nämlich nach der letzten betrübenden Entdeckung der neuesten Bewohner unsers Bücherschranks zum Abendbrot niedergelegt, als auch schon unser Erni, der ein Pfefferkorn durchgebissen hatte, entsezt aufschrie: „Au, Mama, eben hat mich eine Wanze in die Zunge gebissen!“

Ich hielt es für angezeigt, für den Rest des Abends meine Stammneipe aufzusuchen; der Bücherschrank wurde mir etwas unheimlich, ich konnte der Befürchtung nicht Herr werden, daß er auch noch Molche, Kröten und so weiter von sich geben möchte. Am andern Tag aber ging ich, bevor ich mich ins Bureau begab, in die Expedition meiner Zeitung und gab folgende Annonce auf: „Ein gebrauchter, nußbaum-polierter Bücherschrank ist für jeden Preis sofort zu verkaufen. Offerten unter „Gemüthlichkeit 11“.“

Im Heizraum eines Ozeandampfers.

(Bild S. 544.)

„Da unten aber ist's fürchterlich!“ Das Citat ist hier vollberechtigt; denn in dem schmalen, mit stidiger Staubluft angefüllten Raum, zu dem unsre Illustration führt, weist das Thermometer stets auf vierzig bis fünfzig Grad! Ein gelindes Grausen erfährt den Besucher, schwer atmet die Brust in der fohlendunstverdichteten Atmosphäre. In greller Beleuchtung arbeiten da die nur leicht bekleideten Heizmänner in nicht gefahrloser Thätigkeit: glutenschäumend, die mächtigen Feuerschlände speisend mit Ummengen von Kohlen, die prasselnd in denselben verschwinden mit bläulichen Gasentweichungen. Ist auch durch angebrachte Luftschachte für das Eindringen kalter Luft möglichst gesorgt, so bleibt doch immer noch der schwer erträglichen, eine gefestete Konstitution durchaus verlangenden Arbeit genug für die maderen Männer, die in dieser „Unterwelt“ vier volle Stunden auszuharren haben in treuer Pflichterfüllung, von Ablösung zu Ablösung. — „Gute jeder Hand voll Schwielen!“

Die Neue Wiener Stadtbahn.

(Bild S. 556.)

Die Idee einer Wiener Stadtbahn ist keineswegs neu. Schon etwa 1873 tauchten trotz der großen Finanzkatastrophe Projekte auf; 1881 traten die Engländer Burton und Foperty mit einem Projekt auf den Plan, welches viel von sich reden machte und dem Wiener Wit einen dankbaren Gegenstand bot. Nach sorgfältiger Prüfung wurde es endlich doch verworfen, denn es ließ die Rücksicht auf das architektonische Gesamtbild Wiens und besonders auf die Monumentalbauten zu sehr vermissen. Dann entwarfen Siemens & Halske ein andres Projekt, aber auch dieses wurde verworfen.

Endlich tauchte dann der jetzt im Bau begriffene Entwurf auf, für dessen Durchbringen nicht am mindesten der Stolz des Wiener auf seine „alte Kaiserstadt“ in die Waagschale fiel, der es ungern sah, daß die Rivalin an der Spree mittlerweile an weltstädtischer Entwicklung einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen hatte. An der Neuen Stadtbahn wurde im Jahre 1892 im Februar zu bauen begonnen und zwar kam zunächst die „Gürtellinie“ zur Ausführung. Die Stadtbahn hat folgende

Linien: die „Vorortelinie“, welche den äußersten Ring um Wien zieht, dann die „Wienthallinie“, die beim Hauptbahnhof ansetzt und an dem überwölbten Wienfluß hinzieht bis Hütteldorf. Dann die „Gürtellinie“, welche an der Gürtelstraße entlang führt und somit von Rudsdorf ab die Vororte, oder jetzt besser Stadtviertel Heiligenstadt, Döbling, Währing, Hernals, Ottakring, Neulerchenfeld, Fünfhaus, Meidling berührt und verbindet. Für Sommerfrischler und Ausflügler wird die Wienthallinie am meisten von Bedeutung sein, da diese Linie sowie die Vorortelinie an die Westbahn anschließt.

Die verschiedenen Linien werden streckenweise im Lauf der Sommermonate eröffnet werden, zunächst die Vorortelinie. Die Wiener Stadtbahn wird sich recht schmutz und weltstädtisch präsentieren, wie unsere Bilder erkennen lassen. Die herrliche Umgebung Wiens wird vielen Bewohnern der Hauptstadt leichter zugänglich als früher. Es kann kein Zweifel bestehen, daß der Verkehr auf der Stadtbahn die gehegten Erwartungen erfüllen und die alte Anziehungskraft der schönen Donaustadt auf den Fremden steigern wird. M. L.

Benjamin Vautier †.

Der Maler des liebenswürdig-schalkhaften Bildes „Ein williges Modell“, das wir unsern Lesern auf Seite 548 und 549 vor Augen führen, ist nicht mehr; Professor Benjamin Vautier, der große, erfolgreiche Künstler, verschied am 25. April in Düsseldorf. Am 27. April 1829 in Morges am Genfersee geboren, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt er seine erste künstlerische Ausbildung in Lausanne und Genf. Später wandte er sich nach Rom und dann nach Düsseldorf. In diese Stadt, die ihm zur zweiten Heimat wurde, brachte er als schönes Angebinde für seine Kunst das Gefühl



Benjamin Vautier.

Nach einer phot. Aufnahme von Constantin Lutz in Düsseldorf.

für französische Eleganz und Grazie mit, doch blieben ihm im Anfang Enttäuschungen nicht erspart, und erst in harter Selbstzucht gelang es ihm, an Vorbildern von Anas seine Kunst zu entwickeln und das Gebiet zu finden, auf dem ihm in der Zukunft reiche Ehre, persönliche Wohlhabenheit und das Glück blühte, von den weitesten Kreisen, ja recht eigentlich vom Volke als sein Lieblingskünstler geschätzt zu sein. Vautiers Bilder sind ungemein zahlreich — es giebt wohl kein Museum, keine ansehnliche Privatsammlung, die nicht einen oder mehrere Vautier aufzuweisen hätte —, und durch die Vielfältigkeit sind sie dem Publikum so vertraut, daß wir auf eine Aufzählung verzichten dürfen. Auch als Illustrator hat sich der Künstler hervorgethan, und namentlich bekannt wurden seine Bilder zu Zimmermanns Idyll „Der Oberhof“, zu Berthold Auerbachs „Vorfälle“ und Goethes „Hermann und Dorothea“. Mit Vautier ist ein Fürst des deutschen Genrebildes geschieden, ein Meister reich bewegter Gruppenordnung, ein Künstler der Schönheit und der Poesie — sein Name wird unvergessen bleiben!

Verjüngung!

Es träumt das Land in goldnem Schein.
Zwei greise Menschen ziehn seldein,
So Hand in Hand, das müde Haupt
Vom Schnee des Alters überhaubt.
Sie reden still von alter Mär,
Und „weißt du noch?“ frägt's hin und her.
Sie reden still von sel'ger Zeit;
Ihr Aug' wird hell, ihr Herz wird weit,
Und flüsternd, wie zu heil'ger Stund',
Geht ein „Dank Gott“ von Mund zu Mund.
Es legt sich fester Hand um Hand,
Fast leichten Gangs gehn sie ins Land.
Es trifft das Licht ihr weißes Haar
Urplötzlich lenzig warm und klar;
Und Haupt an Haupt prangt, mild umsonnt,
Als wie in Locken, jung und blond,
Als wollt' der beiden Alten, frommen
Verlorne Jugend wieder kommen!

Ernst Zahn.

Der Expreßzug Rom-Paris.

Kriminalroman

von

Arthur Griffiths.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold.

1.

Als eines Morgens im März der Expreßzug von Rom sich Paris näherte, kam es den Insassen des Schlafwagens zum Bewußtsein, daß im Wagen etwas sehr Außergewöhnliches vorgefallen war.

Der Zug fuhr auf der letzten Strecke zwischen Vercelli und Paris, einer Entfernung von hundert Meilen, wo nicht mehr angehalten wurde. In Vercelli war ein kurzer Aufenthalt gewesen zum Kaffeetrinken, und viele, wenn nicht alle Reisenden waren zum Frühstück ausgestiegen. Von den sieben Insassen des Schlafwagens waren sechs in der Restauration oder auf dem Bahnsteig gesehen worden, die siebente, eine Dame, hatte sich nicht gezeigt. Als der Zug seine Fahrt fortsetzte, hatten alle ihre Plätze wieder eingenommen, um zu schlummern oder zu träumen: einige hatten jedoch angefangen, da man Paris näher kam, im Wagen hin und her zu gehen, den Waschraum aufzusuchen, Wasser und Handtücher zu verlangen, so daß die beim Ende einer langen Reise gewöhnliche Unruhe der Vorbereitung herrschte.

Von allen Seiten wurde nach dem Schaffner des Wagens gerufen, aber kein Schaffner erschien. Endlich wurde der faule Schlingel schlafend und laut schnarchend in seiner kleinen Kojen am Ende des Wagens gefunden. Nur mit Mühe gelang es, ihn auf die Beine und an seine Arbeit zu bringen, die er mit Unlust und in stumpfsinniger Weise verrichtete, so daß seine Ausflüchte auf gute Trinkgelder bedenklich sanken.

Nach und nach brachten alle Reisenden ihren Anzug in Ordnung, alle, bis auf zwei: die Dame in Nr. 9 und 10, die noch kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, und ein Herr, der die der ihren benachbarte Doppelabteilung Nr. 7 und 8 innehatte.

Da es des Schaffners Pflicht war, alle Fahrgäste zur rechten Zeit zu wecken, und da ihm, wie das bei Leuten seines Schlages gewöhnlich ist, daran gelegen war, seine Reisenden so bald als möglich nach Ankunft des Zuges loszuwerden, klopfte er an die beiden Thüren, hinter denen vermutlich die Insassen noch schliefen.

Die Dame erwiderte das Klopfen mit einem kurzen „sehr wohl“, aber aus Nr. 7 und 8 kam keine Antwort.

Wieder und wieder klopfte der Schaffner an und rief laut, aber da sich noch immer nichts regte, öffnete er endlich die Thür der Abteilung und trat ein.

Inzwischen war es heller Tag geworden, kein Fenstervorhang war herabgezogen, das einzige schmale Fenster stand sogar weit offen, so daß das ganze Innere der Abteilung und alles, was sich darin befand, deutlich sichtbar war.

Bewegungslos lag der Reisende auf seinem Lager. In tiefem Schlafe? Nein, nicht nur schlafend — die unnatürliche und verschobene Lage seiner Glieder, die verdrehten Beine, der eine, wie zufällig, aber steif über den Rand des Bettes hinaus hängende Arm sprachen von tieferem, ewigem Schlafe.

Der Mann war tot, tot — und keines natürlichen Todes gestorben!

Ein Blick auf das blutgetränkte Bettzeug, auf die klaffende Wunde in der Brust, auf das zerschlagene, entstellte Gesicht erzählte die furchtbare Geschichte.

Mord war es, verruchter Mord! Das Opfer war ins Herz getroffen worden!

Mit einem wilden Schrei des Entsetzens taumelte der Schaffner aus der Abteilung heraus, und auf die erregten Fragen, womit er von allen Seiten bestrahlt wurde, konnte er nur fassungslos und mit bebender Stimme antworten:

„Da! Da! Da drinnen!“

Bald war die Thatsache, daß ein Mord begangen worden war, jedermann aus eigner Anschauung bekannt, denn jedermann — selbst die Dame war einen Augenblick sichtbar geworden — hatte in den Raum geschaut, wo der Leichnam lag. Zehn Minuten oder noch länger drängte sich ein halbes Duzend aufgeregter und mit lebhaftem Gebärden spielend französisch, englisch und italienisch wild durcheinandersprechender Menschen in der engen Abteilung zusammen.

Den ersten Versuch, die Ordnung wiederherzustellen, machte ein großer Herr mit lebhaften Augen, energischen Bewegungen und straffer, aufrechter Haltung, der die Mittagshöhe des Lebens schon erreicht zu haben schien. Dieser nahm den Schaffner beiseite und sprach mit ihm in zwar gutem Französisch, das aber doch eine starke englische Betonung hatte.

„Hören Sie, Sie müssen etwas thun“, sagte er. „Niemand hat das Recht, sich in jener Abteilung

Die Löwenjagd. Zeichnungen von Eran d'Ache.



Hier ist zu sehen, wie Jean Lafleur und Théophile Neutron, die beiden berühmten Löwenjäger, ausziehen, geleitet von Jussuf ben Amagrah.



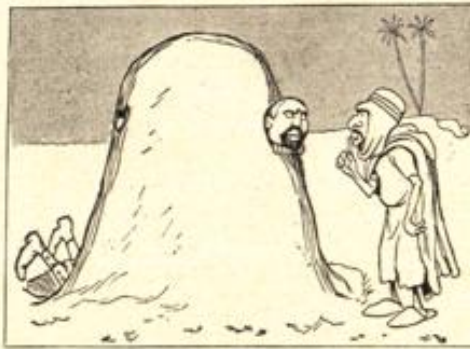
Das ist die Stelle, von wo man die Löwen am sichersten erschießt.



Jean Lafleur und Théophile Neutron graben im Schweiß ihres Angesichts ein Loch, bewacht vom treuen Jussuf.



Die Vorbereitungen sind beendet, Jean und Théophile freuen sich des gelungenen Werkes.



Die beiden kühnen Löwenjäger sind in Sicherheit. Jussuf bleibt außen, als Köder für die Löwen; er empfiehlt, bei seinem ersten Ruf sofort zu schießen.



Lange Pause. Man hört weit und breit nichts als das Herzklopfen der höchsten Spannung im Verstand der Jäger.



Immer noch feierliche Stille. Jussuf vertreibt sich die Zeit mit Tabakrauchen.



Wo bleibt der Löwe? Jussuf beginnt, sich zu langweilen.



Jussuf beginnt, dem Warten eine neue Seite abzugewinnen.



Für anspruchslose Gemüter genügt die einfachste Lagerstatt, wenn nur die Kniee hübsch warm haben.



Jussuf hat sich behaglich eingerichtet; es ist der Gipfel des Genußes, im Schlaf zu rauchen.



Tiefer Schlummer umfängt den biedereren Jussuf. Ruhe sanft, tapfere Männer bewachen deinen Schlaf!



Jussuf beginnt zu schnarchen. Ha, sollte das der brüllende Löwe sein? Vorsichtig schieben sich zwei Flinten aus den Schießcharten.

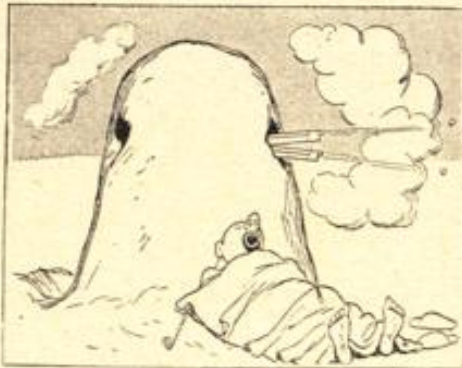


Da kracht auch schon der erste Schuß. Ob er wohl getroffen ist?



Vielleicht ist auf der andern Seite die Löwin?

Die Löwenjagd. Zeichnungen von Caran d'Ache.



Jetzt noch zwei Schüsse auf den Löwen.



Die Löwin soll nicht entkommen, wenn auch ihr Fell weniger kostbar ist.



Jetzt noch eine Salve auf den Löwen. Alle Vertreter des Raubgeschlechtes haben ein jähes Leben.



Das Versteck ist in Pulverdampf gehüllt. Der Löwe röchelt nur noch ganz leise.



Wie lange dauert sein Todeskampf? Vielleicht könnte er sich noch einmal aufraffen! Also Vorsicht!



Jean steckt vorsichtig den Kopf hinaus: Auf dieser Seite ist der Löwe nicht.



Théophile entschleicht sich, auf seiner Seite nachzusehen: Merkwürdig, auch da ist keiner!



Sollte der Löwe geflohen sein? Man sieht nichts als Wüste, aber man hört ein leises Röcheln.



Es hilft alles nichts — man muß der Gefahr ins Auge sehen. Mut ziemt den Löwenjäger unter allen Umständen.



Ist Jussuf tot? Sollte ihn der Schreck getödtet haben? Nein, die Nase ist warm!



Jussuf weiß von gar nichts, Jean und Théophile beginnen nachdenklich zu werden.



Jussuf dankt seinen Lebensrettern; diesen geht das Licht auf über das getödtete Löwenpaar.

aufzuhalten. Der eine oder andre kann Gründe haben, etwas zu beseitigen, Spuren oder irgend etwas. Schaffen Sie sie alle heraus; beeilen Sie sich, und dann schließen Sie die Thür. Bedenken Sie, daß Sie den Gerichten verantwortlich sind."

Bei diesen Worten schauderte der Schaffner, und viele der Reisenden, die sie gehört hatten, thaten dasselbe. Die Gerichte! Sie lassen nirgends mit sich spaßen, am wenigsten in Frankreich, wo der unbequeme Aberglaube vorkommt, daß jeder, der vernünftigerweise eines begangenen Verbrechens bezichtigt werden kann, dieses Verbrechens für schuldig gehalten werden muß, bis seine Unschuld klar bewiesen ist.

Jetzt gehörten alle Reisenden einschließlich des Schaffners zu den Angeklagten. Dem Verdacht waren sie alle ausgesetzt, sie, und sie allein, denn der Er-

Illustr. Welt, 1898, 23.



Jean und Théophiles Heimkehr von der Löwenjagd. Befriedigt ist nur der wackere Jussuf.

mordete war in Varoche noch lebend gesehen worden, und die abscheuliche That mußte folglich seitdem geschehen sein, während der Zug in voller Fahrt gewesen, das heißt, während er mit Expresszugsgeschwindigkeit gefahren war, wo ihn niemand, außer mit höchster Lebensgefahr, hatte verlassen können.

"Eine verwünschte Geschichte für uns," sprach der große Herr, der englische General Sir Charles Collingham, zu seinem Bruder, einem Geistlichen, als er in seine Abteilung zurückgekehrt war.

"Das sehe ich nicht ein; wieso denn?" fragte der hochwürdige Silas Collingham, das Bild eines englischen Pfarrers mit rötlichem Gesicht und gerade geschnittenem weißem Badenbart und, wie alle seine Standesgenossen, in einen Anzug von schwarzer Sersäe gekleidet.

„Wie? Wir werden natürlich aufgehalten, wahrscheinlich verhaftet — sicher aufgehalten werden — ich habe einige Erfahrung über die französische Polizei und ihre Art des Vorgehens.“

„Wenn sie uns Unannehmlichkeiten machen, schreibe ich an die „Times“,“ rief sein Bruder entrüstet, der zwar von Beruf ein Mann des Friedens war, in dessen Augen aber etwas funkelte, das von einer reizbaren Gemütsart sprach.

„Das ist nur, mein lieber Silas, wenn du dazu Gelegenheit bekommst. So bald wird das nicht der Fall sein, denn ich versichere dir, wir sind in einer bösen Klemme.“

Bei diesen Worten zog er eine Zigarettenbox und Streichhölzer hervor, zündete sich eine Zigarette an und sah mit der Gelassenheit eines alten Feldsoldaten, der an die Wechselfälle des Lebens gewöhnt ist, dem aufsteigenden Rauche nach.

„Ich hoffe nur, daß wir jetzt ohne Aufenthalt nach Paris fahren,“ fügte er in eindringlichem Tone hinzu, der nicht ganz frei von Besorgnis war. „Rein, wahrhaftig, da fahren wir schon wieder langsamer.“

„Warum denn auch nicht? Es ist ganz in der Ordnung, daß der Zugführer, oder wie der betreffende Beamte sonst genannt werden mag, von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt wird.“

„Aber, Menschenkind! Begreifst du denn nicht? Solange der Zug mit Expressgeschwindigkeit fährt, muß jedermann wohl oder übel im Wagen bleiben; vermindert er seine Geschwindigkeit, so kann jemand abspringen.“

„Wer sollte das wohl thun wollen?“

„O, ich weiß nicht,“ antwortete der General etwas gereizt; „jedenfalls ist es jetzt geschehen.“

Der Zug hatte infolge des vom Schlafwagen aus gegebenen Notzeichens angehalten; wer die Leine gezogen hatte, war jedoch nicht festzustellen. Jedenfalls hatte es der Schaffner nicht gethan, denn dieser schien sehr überrascht, als der Zugführer an den Wagen trat.

„Woher wissen Sie denn —?“ fragte der Schaffner. „Wissen? Was soll ich denn wissen? Sie haben uns angehalten.“

„Ich nicht.“

„Wer hat denn die Notleine gezogen?“

„Ich nicht, aber es ist mir lieb, daß Sie gekommen sind. Wir haben ein Unglück gehabt — einen Mord!“

„Großer Gott!“ rief der Zugführer und war mit einem Satz im Wagen, wo er die Sachlage sogleich überfah. Seines Amtes war nur, die Thatsache festzustellen und alle notwendigen Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Er trat geräuschvoll, grob und absprechend auf, der richtige despotische, von seiner Wichtigkeit durchdrungene französische Beamte, der wußte, was er zu thun hatte — wie er meinte —, und es ohne Zögern, und ohne um Entschuldigung zu bitten, that.

„Niemand darf den Schlafwagen verlassen,“ befahl er in einem Tone, der keinen Zweifel aufkommen ließ, „weder jetzt noch nach der Ankunft in Paris.“

Zwar erhoben sich einige Worte des Widerspruchs und des Verdrusses, denen aber bald ein Ende gemacht wurde.

„Sie müssen sich mit den Beamten in Paris verständigen; die allein können entscheiden. Meine Pflicht liegt auf der Hand: ich muß Sie bis dahin festhalten und überwachen. Das weitere wird sich dann finden. Genug, meine Herren und meine Dame —“

Mit der angeordneten Höflichkeit seines Volkes verbeugte er sich vor der Dame, die in der Thür ihrer Abteilung erschienen war. Einen Augenblick blieb sie dort, anscheinend in großer Aufregung zuhörend, stehen, dann verschwand sie, ohne ein Wort zu sprechen, und schloß sich ein.

Auf ein von dem Beamten gegebenes Zeichen setzte sich der Zug alsbald wieder in Bewegung. Die noch zurückzulegende Strecke war unbedeutend, so daß nach einer halben Stunde der Vyoner Bahnhof in Paris erreicht war, wo die Mehrzahl der Reisenden, das heißt alle mit Ausnahme der Insassen des Schlafwagens, ausstiegen und durch die Schranke gingen.

Diese wurden ersucht, auf ihren Plätzen zu bleiben. Nachdem eine Abteilung von Polizeibeamten gekommen war und den Wagen unter Aufsicht genommen hatte, wurde ihnen gesagt, sie sollten eins nach dem andern aussteigen, aber nichts mitnehmen. Alle Handtaschen, Decken und sonstigen Gegenstände mußten so, wie sie waren, in den Abteilungen zurückgelassen werden. So wurde eins nach dem andern unter Bewachung in einen großen, kahlen Saal geführt, der ohne Zweifel zu ihrer Aufnahme vorbereitet war.

Hier wurden ihnen Plätze auf weit voneinander aufgestellten Stühlen angewiesen, und es wurde ihnen eröffnet, daß sie weder durch Worte noch durch Gebärden miteinander verkehren dürften. Für die Befolgung dieses Befehls hatte ein streng aussehender, in seine blaue und rote Uniform gekleideter Schutzmann zu sorgen, der mit untergeschlagenen Armen und finstern gerunzelten Stirn, an seinem Schnurrbart faulend, vor ihnen aufstellte und nahm.

Zuletzt von allen wurde der Schaffner hereingeführt und wie die Reisenden, nur noch augenscheinlicher, als Verhafteter behandelt. Ein zweiter Schutzmann war mit seiner besonderen Bewachung betraut, und es sah so aus, als ob er in erster Linie für verdächtig gehalten werde. Großen Eindruck schien dies freilich nicht auf ihn zu machen, denn während die andern unverkennbar niedergeschlagen und von lebhafter Besorgnis erfüllt waren, saß der Schaffner auf seinem Stuhle gleichgültig und unbewegt, mit dem stumpfsinnigen, schwerfälligen und halb geistesabwesenden Ausdruck eines Menschen, der, eben aus einem tiefen Schlaf erweckt, im Begriff ist, wieder einzuschlafen, und sich nicht um das kümmert, was um ihn her vorgeht.

Inzwischen wurde der Schlafwagen mit allem, was darin war, insbesondere dem Leichnam, auf ein Nebengeleise geschoben und an beiden Enden Wachen aufgestellt. Die Eingangstür war verriegelt worden, so daß im Innern nichts verändert werden konnte, bis es vom Chef der Sicherheits- oder Kriminalpolizei untersucht worden war.

Alles wartete auf die Ankunft dieses wichtigen Beamten.

2.

Herr Flocon, der Chef der Sicherheitspolizei, war ein Frühaufsteher und pflegte um sieben Uhr morgens in seinem Amtszimmer zu erscheinen.

Da er in der nahe gelegenen Rue des Arcs wohnte, hatte er keinen weiten Weg nach der Polizeipräfektur zurückzulegen, aber selbst jetzt, so bald nach Tagesanbruch, war er tadelloß gekleidet, wie es einem so hochstehenden Beamten gezieme. Er trug einen knapp anliegenden Gehrock, eine fleckenlose weiße Halsbinde und hatte unter dem Arme die vorschriftsmäßige Mappe, die mit Berichten und andern amtlichen Papieren gefüllt war. Im ganzen machte er den Eindruck eines auf peinliche Ordnung haltenden Mannes von ruhigem, anspruchslosem Wesen, mit einem milden, gedankenvollen Gesicht, worin hinter einer goldgeränderten Brille zwei kleine Wieselaugen blinzelten und zwinkerten. Wenn aber eine Angelegenheit nicht vorwärts wollte, wenn er es mit albernem Menschen zu thun hatte, oder wenn eine Spur, die er verfolgte, deutlicher wurde, dann konnte er so lebhaft und eifrig werden wie ein Fortterrier.

Eben hatte er sich an den Tisch gesetzt und angefangen, seine Papiere zu ordnen — alle dieselbe Angelegenheit betreffenden waren in eine alte Nummer des „Figaro“ eingeschlagen —, als er an den Fernsprecher gerufen wurde.

„Hier Vyoner Bahnhof. Zug Nr. 45,“ lautete die Nachricht, „Mord, Herr im Schlafwagen. Alle Reisenden aufgehalten. Bitte, ohne Zeitverlust zu kommen. Sehr dringend.“

Sofort wurde eine Droschke geholt, und Herr Flocon fuhr in Begleitung von Galipaud und Bloch, den beiden gerade im Dienste befindlichen Inspektoren, in möglichster Eile durch Paris.

Unter der weiten Vorhalle vor dem Bahnhof erwarteten ihn die Beamten, die ihm in kurzen Umrissen über den Thatbestand Bericht erstatteten, soweit er ihnen bekannt war, und wie er dem Leser mitgeteilt worden ist.

„Sind die Reisenden festgehalten worden?“ fragte Flocon sogleich.

„Nur die, die im Schlafwagen waren.“

„Um, hm, sie hätten alle festgehalten werden sollen — wenigstens so lange, bis daß ihre Namen und Adressen aufgeschrieben waren. Wer weiß, was sie uns hätten sagen können!“

Da das Verbrechen begangen worden war, während sich der Zug in voller Fahrt befunden hatte, konnten nur die Insassen des Schlafwagens in Betracht kommen, wurde ihm entgegengehalten.

„Man darf niemals voreilige Schlussfolgerungen ziehen,“ erwiderte der Chef scharf. „Nun zeigen Sie mir einmal das Verzeichnis der Reisenden des Schlafwagens.“

„Das ist nicht aufzufinden, Herr Chef.“

„Unmöglich! Es ist ja Pflicht des Schaffners, es am Ende der Reise seinen Vorgesetzten und sonst Befugten, also uns, vorzulegen. Wo ist der Schaffner? Wird er bewacht?“

„Selbstverständlich, Herr Chef, aber es ist etwas bei ihm nicht in Ordnung.“

„Das scheint mir auch so, denn etwas Derartiges kann doch nicht gut ohne sein Wissen geschehen sein. Wenn er seine Pflicht gethan hat — es sei denn natürlich, daß er — aber wir wollen keine voreiligen Mutmaßungen aufstellen.“

„Auch die Fahrkarten der Reisenden hat er verloren, die er, wie Sie wissen, bis zum Ende der Fahrt behält. Nach Entdeckung des Verbrechens hat er seine Brieftasche nicht finden können, die alle seine Papiere enthielt.“

„Das wird ja immer schöner, und dahinter steckt etwas. Führt mich zu ihm — halt — kann ich hier ein ruhiges Zimmer bekommen, dicht neben dem, wo

sich die angehaltenen Reisenden aufhalten? Es dürfte wohl erforderlich sein, sofort einige Verhöre anzustellen und Protokolle aufzunehmen. Der Untersuchungsrichter wird sogleich kommen.“

Sehr bald hatte sich Flocon in einem Zimmer eingerichtet, das mit dem Saale, worin die angehaltenen Reisenden untergebracht waren, in unmittelbarer Verbindung stand, und hier ließ er sich als erste und wichtigste Maßnahme, der er sogar den Vorrang vor einer Besichtigung des Thatortes, des Schlafwagens, einräumte, den Schaffner vorführen, der verschiedene Fragen beantworten sollte.

Dieser, Ludwig Groote mit Namen, wie er auf Befragen angab, in Amsterdam geboren, zweiunddreißig Jahre alt, sah so faul, so schlotterig und schläfrig aus, daß Flocon sich veranlaßt fühlte, sein Verhör mit einer scharfen Aufmunterung zu beginnen.

„Nun? Etwas lebendig! Sind Sie denn immer so?“ fuhr ihn der Chef an.

Ohne sofort zu antworten, starrte der Schaffner noch immer mit glanzlosen Augen vor sich hin.

„Sind Sie etwa betrunken? Sind Sie — ist es denn möglich?“ fuhr der Chef fort, und als ob er einen in ihm aufsteigenden Verdacht bestätigen wollte, fragte er:

„Was haben Sie zwischen Varoche und Paris gemacht? Geschlafen?“

„Ja, ich glaube, ich habe geschlafen,“ erwiderte der Mann, der sich etwas aufgerüttelt hatte. „Ich muß geschlafen haben. Ich war schläfrig, denn ich hatte zwei Nächte hintereinander Dienst. So ist es aber ja immer, und ich bin sonst nie so wie jetzt, ich — ich kann's nicht begreifen.“

„Ha!“ rief der Chef, der zu verstehen meinte. „Haben Sie diese Schläfrigkeit schon gefühlt, ehe der Zug von Varoche abging?“

„Nein, Herr Chef, ganz bestimmt nicht. Bis dahin war ich ganz munter — ganz frisch.“

„Um, aha, ich verstehe!“ rief der kleine Chef der Sicherheitspolizei, indem er aufsprang, zu dem verblüfft dastehenden Schaffner lief und an ihm herumroch und schnüffelte.

„Aha!“

Noch immer schnüffeln tanzte das kleine Männchen um den Schaffner herum, ergriff ihn plötzlich am Kopf und zog diesen mit der einen Hand zu sich herab, während er mit der andern eins der unteren Augenlider zurückzog, so daß der Augapfel sichtbar wurde. Sodann kehrte er nach nochmaligem Schnüffeln auf seinen Platz zurück.

„Wahrhaftig, und nun — wo ist Ihr Verzeichnis?“

„Verzeihung, Herr Chef, ich kann es nicht finden.“

„Ach, machen Sie doch keine Ausreden. Wo bewahren Sie das Papier auf? Sehen Sie noch einmal nach — suchen Sie — ich muß es haben.“

„Es ist fort, Herr Chef,“ antwortete der Schaffner mit einem hoffnungslosen Kopfschütteln, „es ist verschwunden mitsamt meiner Brieftasche.“

„Aber Ihre Papiere, Ihre Fahrkarten...?“

„Alles war in der Brieftasche; ich muß sie haben fallen lassen.“

Seltjam, höchst seltsam, aber zunächst mußte man sich damit begnügen, die Thatsache aufzuzeichnen; später konnte man darauf zurückkommen.

„Können Sie mir die Namen der Reisenden angeben?“

„Nein, nicht bestimmt, Herr Chef. Ich kann mich nicht besinnen, wenigstens nicht ganz, um sie voneinander zu unterscheiden.“

„Verflucht! Das ist höllisch ärgerlich! Daß ich es auch mit einem solchen dummen Kerl — einem solchen Schafskopf, einem solchen Esel zu thun haben muß! — Sie werden aber doch wenigstens wissen, wie die einzelnen Abteilungen besetzt waren, wieviel und welche Personen in jeder? Ja? Können Sie mir das sagen? Nun gut. Nachher werden wir die Reisenden hereinkommen lassen, und nachdem ich ihre Namen festgestellt habe, werden Sie mir angeben, welche Plätze sie innehatten. Aber weiter. Wie viel Plätze sind in dem Wagen?“

„Sechzehn. Zwei Abteilungen haben jede vier Schlafstellen, und vier jede zwei.“

„Warten Sie mal, wir wollen einen Plan machen; ich will ihn zeichnen. — So, ist das richtig?“

Bei diesen Worten hielt der Chef dem Schaffner die hierunter abgebildete Zeichnung vor Augen.

4 Betten	2 Betten	2 Betten	2 Betten	2 Betten	4 Betten	
Nr. 1 2 3 4	5 6	7 8	9 10	11 12	13 14 15 16	
a	b	c	d	e	f	Schaffnerst.
Thür						Thür

„Hier haben wir also die sechs Abteilungen. Zuerst a mit den Schlafstellen 1 2 3 4. Waren die alle besetzt?“

„Nein, nur zwei, von Engländern. Ich weiß wenigstens, daß sie englisch sprachen, denn ich verstehe es ein wenig. Einer sah militärisch aus; der andre war, glaube ich, Geistlicher, Pfarrer.“

„Gut, das können wir sehr bald feststellen. — Nun kommt b mit den Schlafstellen 5 und 6. Wer war in dieser Abteilung?“

„Nur ein Herr. Seinen Namen weiß ich nicht, aber ich werde ihn wiedererkennen.“

„Weiter, Abteilung c, zwei Schlafstellen, Nr. 7 und 8?“

„Auch nur ein Herr; das war eben der — ich meine, das war eben die Abteilung, wo das — Unglück vorgefallen ist.“

„Aha, also da, in Nr. 7 und 8. Gut. Und nun die nächste Abteilung, Nr. 9 und 10?“

„Eine Dame, unsere einzige Dame; sie kam von Rom.“

„Einen Augenblick. Wo kamen die andern her? Ist unterwegs jemand eingestiegen?“

„Nein, Herr Chef; alle Reisenden kamen von Rom.“

„Auch der Ermordete? War er von Rom?“

„Das kann ich nicht sagen, aber er ist in Rom eingestiegen.“

„Gut. Also, um auf die Dame zurückzukommen — war sie allein?“

„In der Abteilung, ja, aber sie war nicht ohne Begleitung.“

„Was soll das heißen? Das verstehe ich nicht.“

„Sie hatte eine Kammerjungfer bei sich.“

„Im Wagen?“

„Nein, nicht im Schlafwagen; sie fuhr zweiter Klasse, aber sie kam einmal zu ihrer Herrin in den Wagen.“

„Wohl um ihren Dienst zu verrichten?“

„Ja, Herr Chef, wenn ich es erlaube; aber sie kam zu häufig, und ich war genötigt, Einspruch zu erheben und mit der Frau Gräfin zu reden.“

„Also eine Gräfin ist sie?“

„Das Mädchen hat sie mit diesem Titel angeredet; das ist alles, was ich weiß. Ich habe es gehört.“

„Wann haben Sie die Kammerjungfer der Dame zuletzt gesehen?“

„Gestern Abend — ich glaube, es war in Amberg — gegen acht.“

„Heute morgen also nicht?“

„Nein, Herr Chef, dessen bin ich ganz sicher.“

„Auch nicht in Voroche? Ist sie nicht in den Wagen gestiegen, um auf der letzten Strecke bei ihrer Herrin zu bleiben, die sich doch wohl ankleiden wollte und sie nötig hatte?“

„Nein; das würde ich gar nicht erlaubt haben.“

„Und, was meinen Sie, wo ist das Mädchen jetzt?“

Der Schaffner sah den Fragenden wie stumpfsinnig an.

„Sie ist gewiß auf dem Bahnhof oder in der Nähe, denn sie wird doch schließlich ihre Herrin jetzt verlassen.“ antwortete er endlich schleppend.

„Das läßt sich jedenfalls rasch feststellen.“

Bei diesen Worten wandte sich der Chef an einen seiner Hilfsbeamten, die während des ganzen Verhörs hinter ihm gestanden hatten.

„Gehen Sie doch einmal hinaus, Galipaud, und sehen Sie sich um. — Nein, warten Sie! Ich bin fast ebenso dumm als dieser Schafskopf! — Wie sah das Mädchen aus?“

„Groß und schlank, mit dunkeln Augen und sehr schwarzem Haar. Sie war ganz schwarz gekleidet und trug einen einfachen, schwarzen Hut. Auf weiteres kann ich mich nicht besinnen.“

„Suchen Sie die Person, Galipaud, und behalten Sie sie im Auge. Vielleicht haben wir sie nötig. — Warum, kann ich im Augenblick nicht sagen, da sie mit der Sache nicht in Verbindung zu stehen scheint, aber wir müssen sie doch bei der Hand haben.“

„Nun weiter.“ fuhr er fort, indem er sich wieder an den Schaffner wandte, „also 9 und 10 war die Abteilung der Dame. Und Nr. 11 und 12?“

„War während der ganzen Fahrt unbesezt.“

„Und die letzte Abteilung für vier Personen?“

„Zwei von den Lagerstätten waren von Franzosen besetzt; dafür hielt ich sie wenigstens, denn sie sprachen unter sich und mit mir französisch.“

„Dann hätten wir sie ja wohl alle. Treten Sie, bitte, zur Seite: ich will die Reisenden hereinkommen lassen; dann wollen wir feststellen, welche Plätze sie innehatten, und ihre Namen nach ihren eignen Angaben eintragen. — Rufen Sie die Leute herein, Bloch, einen nach dem andern.“

3.

Die von Herrn Flocon den einzelnen Reisenden vorgelegten Fragen waren bei jedem ziemlich dieselben und hatten nur den Zweck, die Persönlichkeiten festzustellen.

Der erste Eintretende war ein Franzose, ein statlicher Herr mit gutmütig freundlichem, dickem Gesicht. Sein Name war Anatole Lafolaz, und er war seiner

Angabe nach Geschäftsfreisender in Edelsteinen. Er hatte die Lagerstätte Nr. 13 in Abteilung f innegehabt, und sein Reisegefährte in derselben Abteilung war ein jüngerer, kleinerer und zierlicher gebauter Mann. Er hieß Jules Devaux und war Agent. Seine Lagerstätte war Nr. 15 in derselben Abteilung f gewesen. Beide Franzosen gaben ihre Wohnungen und die Namen vieler Leute an, denen sie wohl bekannt waren, wodurch sie sich sogleich in den Ruf der Achtbarkeit brachten.

Der dritte Eintretende war der große, grauhaarige Engländer, der schon bei der ersten Entdeckung des Verbrechens eine gewisse Rolle gespielt hatte. Sir Charles Collingham, General in Ihrer Majestät Armee, nannte er sich, und der Geistliche, der die Abteilung mit seinem Bruder geteilt hatte, war der hochwürdige Silas Collingham, Pfarrer von Theakstone Lamm in der Grafschaft Norfolk. Sie hatten die Lagerstätten Nr. 1 und 4 in der Abteilung a benützt.

Ehe der General entlassen wurde, fragte er, ob es wahrscheinlich sei, daß er noch länger aufgehalten werde.

„Für jetzt, ja,“ antwortete Flocon kurz, denn er hatte es nicht gern, wenn er gefragt wurde, da er der Ansicht war, daß das Fragen unter Umständen wie die vorliegenden seine Sache sei.

„In diesem Falle möchte ich mich gern mit der britischen Botschaft in Verbindung setzen.“

„Sind Sie dort bekannt?“ fragte der Chef, der diese Geschichte zuerst nicht glauben wollte, denn es konnte ja eine List dahinter stecken.

„Lord Dufferin, mit dem zusammen ich in Indien gebient habe, kenne ich persönlich; ebenso den Militärattaché, Oberst Papillon. Wir haben in einem Regiment gestanden. Wenn ich nach der Botschaft schide, wird dieser ohne Zweifel selbst hierherkommen.“

„Auf welche Weise wollen Sie denn eine Mitteilung nach der Botschaft gelangen lassen?“

„Das zu bestimmen ist Ihre Sache. Ich wünsche weiter nichts, als die Mitteilung hingelangen zu lassen, daß mein Bruder und ich als eines Verbrechens verdächtig hier festgehalten und angeklagt werden.“

„So schlimm ist es doch nicht, Herr General, aber wir wollen Ihren Wunsch erfüllen und nach dem der Botschaft nächstgelegenen Postamt telephonieren und Seine Excellenz benachrichtigen.“

„Gewiß, Lord Dufferin und meinen Freund, Oberst Papillon.“

— was vorgefallen ist. Und jetzt wollen wir fortfahren, wenn Sie gestatten.“

Nunmehr wurde der Reisende vorgerufen, der die Abteilung b, die neben der der beiden Engländer lag, allein benützt hatte. Dies war ein Italiener Namens Natale Ripaldi, ein Mann von dunkler Hautfarbe, mit sehr schwarzem Haar und einem borstigen schwarzen Schnurrbart. Er trug einen langen schwarzen Oberrock, und ein Schlapphut, den er in der Hand hielt, in Verbindung mit dem scheuen, unsteten Blick, gaben ihm das Aussehen, das gewöhnlich Verschwörern zugeschrieben wird.

„Wenn Sie erlauben,“ begann er freiwillig, nachdem die allgemeinen Fragen beendet waren, „so kann ich einiges Licht in den Sachverhalt bringen.“

„Bitte, wie? Haben Sie bei der That geholfen?“

„Warum Sie dabei zugegen? Wenn das der Fall ist, warum haben Sie mit dem Sprechen bis jetzt gewartet?“

fragte der Chef, der das Entgegenkommen ziemlich kühl aufnahm, denn es schien ihm angebracht, sehr auf der Hut zu sein.

„Weil ich bis jetzt noch keine Gelegenheit hatte, mit einer zuständigen Persönlichkeit zu sprechen. Sie sind doch Beamter, nicht wahr?“

„Ich bin der Chef der Sicherheitspolizei.“

„Dann vergessen Sie, bitte, nicht, daß ich wichtige Aufschlüsse geben kann, wenn ich gefragt werde — sogleich, falls Sie es wünschen.“

Herrn Flocon lag so viel daran, die Untersuchung ohne Voreingenommenheit zu beginnen, daß er warnend die Hand erhob.

„Damit wollen wir noch warten; vielleicht, wenn der Herr Untersuchungsrichter kommt, jedenfalls später. Für jetzt bin ich mit Ihnen fertig; ich danke Ihnen.“

Der Italieners Lippe kräuselte sich mit einem kaum merklichen Ausdruck der Geringschätzung über das Verfahren des französischen Detektivs, aber er verbeugte sich, ohne ein Wort zu sprechen, und verließ das Zimmer.

Zuletzt erschien die Dame, in einen langen Sealskinmantel gehüllt und dicht verschleiert. Flocons Fragen beantwortete sie mit leiser, bebender Stimme, als ob sie sehr beunruhigt wäre.

Wie sie sagte, war sie die Contessa di Castagneto, von Geburt Engländerin, aber ihr Mann war, wie auch der Name andeutete, Italiener gewesen, und sie hatten in Rom gelebt, wo der Graf vor einigen Jahren gestorben war. Augenblicklich befand sie sich auf dem Wege nach London.

„Für jetzt genügt das, Frau Gräfin; ich danke Ihnen,“ sprach der Chef höflich.

„Wie? Sollen wir vielleicht noch länger aufgehalten werden? Das will ich doch nicht hoffen.“

Ihre Stimme wurde bittend, beinahe kläglich, und ihre Hände, die sie keinen Augenblick ruhig halten konnte, zeigten, wie aufgeregt sie war.

„Das ist in der That unvermeidlich, Frau Gräfin.“

Ich bedaure es ganz außerordentlich, aber bis wir etwas klarer in der Sache sehen, einige Thatsachen ans Licht gebracht haben und zu bestimmten Schlussfolgerungen gelangt sind — Allein, Sie müssen entschuldigen, meine Gnädigste, ich kann und darf nicht mehr sagen.“

„O mein Herr, es liegt mir so viel daran, meine Reise ohne Aufenthalt fortzusetzen, denn ich werde in London von Freunden erwartet. Ich hoffe — ich bitte und beschwöre Sie dringend, versuchen Sie, ohne mich fertig zu werden. Ich bin nicht sehr kräftig, und mein Befinden ist nicht vom besten. Bitte, mein Herr, seien Sie so gut und erlösen Sie mich aus —“

Während sie sprach, schlug sie den Schleier zurück und zeigte, was keine Frau gern verbirgt, am wenigsten, wenn sie einen vom andern Geschlecht ihren Wünschen geneigt machen will. Ihr Antlitz war schön, sogar auffallend schön, und nicht einmal die Reife, die Ermüdung und die Angst und Sorge, die sie durchgemacht hatte, waren ihm stande gewesen, sie ihrer wunderbaren Schönheit zu berauben.

Des Beamten Blide fielen auf eine strahlende Bränette; die Farbe ihrer Haut war ein blasses Olivenbraun, so weich und glänzend wie reines Elfenbein. Ihren großen Augen von sammetweichem Braun gaben die darin stehenden Thränen den Ausdruck des Leidens, und ihre vollen roten Lippen, der einzige ihrer Züge, der Farbe hatte, waren leicht geteilt und ließen perlenweiße, glänzende Zähne sehen.

Diese reizende Frau anzublicken, ohne von ihrer Schönheit ergriffen zu werden, war schwierig. Herr Flocon war Franzose, galant und für äußere Eindrücke empfänglich, allein er stahlte sein Herz. Ein Detektiv muß sich vor Empfindsamkeit hüten, und er erblickte in diesem Versuche, so auf ihn einzuwirken, etwas Hinterlistiges, das ihn aufbrachte.

„Es ist ganz nutzlos, gnädige Frau,“ antwortete er rauh, „ich mache die Gesetze nicht; meines Amtes ist es nur, sie auszuführen, und dazu ist jeder gute Bürger verpflichtet.“

„Ich hoffe, eine gute Bürgerin zu sein,“ entgegnete die Gräfin mit einem traurigen Lächeln, aber sehr matt, „allein deshalb wünschte ich doch, daß Sie mich jetzt gehen lassen. Ich habe durch diesen entsetzlichen Vorfall furchtbar gelitten, und meine Nerven sind schwer erschüttert. Es ist zu grausam! Aber ich kann weiter nichts sagen, als daß ich Sie bitte, meiner Kammerjungfer zu gestatten, zu mir zu kommen.“

Herr Flocon war jedoch immer noch hartherzig und wollte nicht einmal das zugeben.

„Ich fürchte, gnädige Frau,“ sprach er, „daß ich Ihnen wenigstens für jetzt nicht gestatten kann, mit irgend jemand, nicht einmal mit Ihrer Jungfer, zu verkehren.“

Aber sie ist ja ganz unbeteiligt; sie war ja nicht im Wagen, und ich habe sie nicht gesehen, seit —

„Seit wann?“ fragte Flocon, nachdem er eine Weile gewartet hatte.

„Seit gestern Abend gegen acht Uhr in Amberg.“

Sie half mir beim Auskleiden und Zubettgehen. Darauf schickte ich sie weg und sagte ihr, ich hätte sie erst wieder nötig, wenn wir nach Paris kämen. — Aber jetzt bedarf ich ihrer wirklich sehr dringend.“

„Ist sie in Voroche nicht bei Ihnen gewesen?“

„Nein. Habe ich das nicht schon gesagt? Der Schaffner — bei diesen Worten wies sie auf den Mann, der an der andern Seite des Tisches stand und sie anstarrte — „machte Schwierigkeiten wegen des Aufenthalts im Wagen. Er behauptete, sie komme zu oft und bleibe zu lange, und ich müsse einen Platz für sie bezahlen und so weiter. Ich sah nicht ein, warum ich das thun sollte, und deshalb ließ ich sie nicht mehr kommen.“

„Nur noch dann und wann?“

„Ja.“

„Und das letzte Mal kam sie in Amberg?“

„Ja, wie ich das schon gesagt habe, und der Schaffner wird das selbe bezeugen.“

„Danke, gnädige Frau; das genügt.“

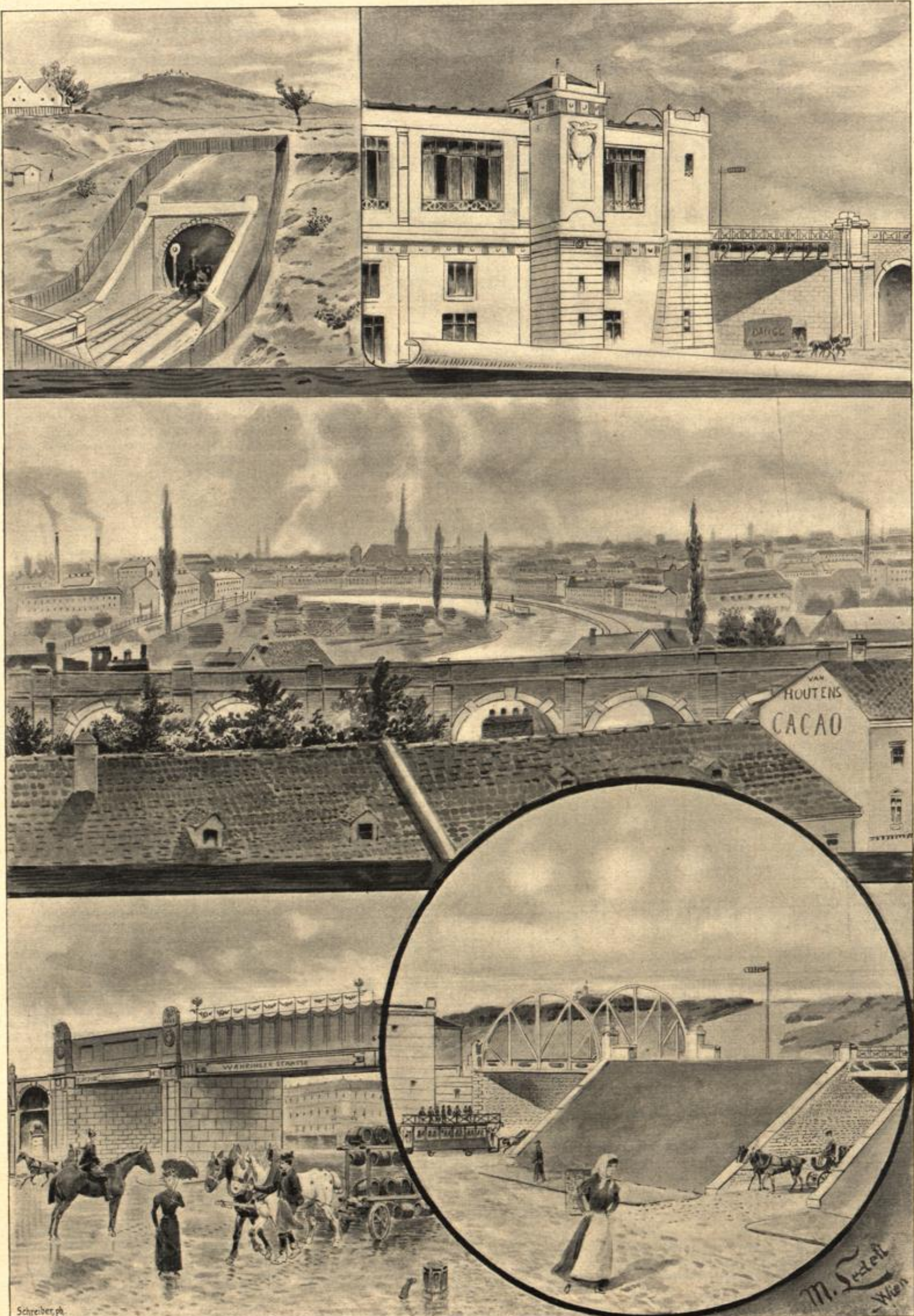
Bei diesen Worten erhob sich der Chef von seinem Stuhle und gab dadurch deutlich zu verstehen, daß die Vernehmung zu Ende sei.

4.

Eine andre Arbeit lag vor ihm, und er war begierig, daran zu kommen. Demnach überließ er es Bloch, die Gräfin nach dem Wartezimmer zurückzuführen, machte dem Schaffner ein Zeichen, daß er ebenfalls gehen könne, und eilte nunmehr nach dem Schlafwagen, dessen schon zu lange hinausgeschobene Untersuchung seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Tunnel auf der Türlenschanze.

Bahnhof „Kaiserstraße“.

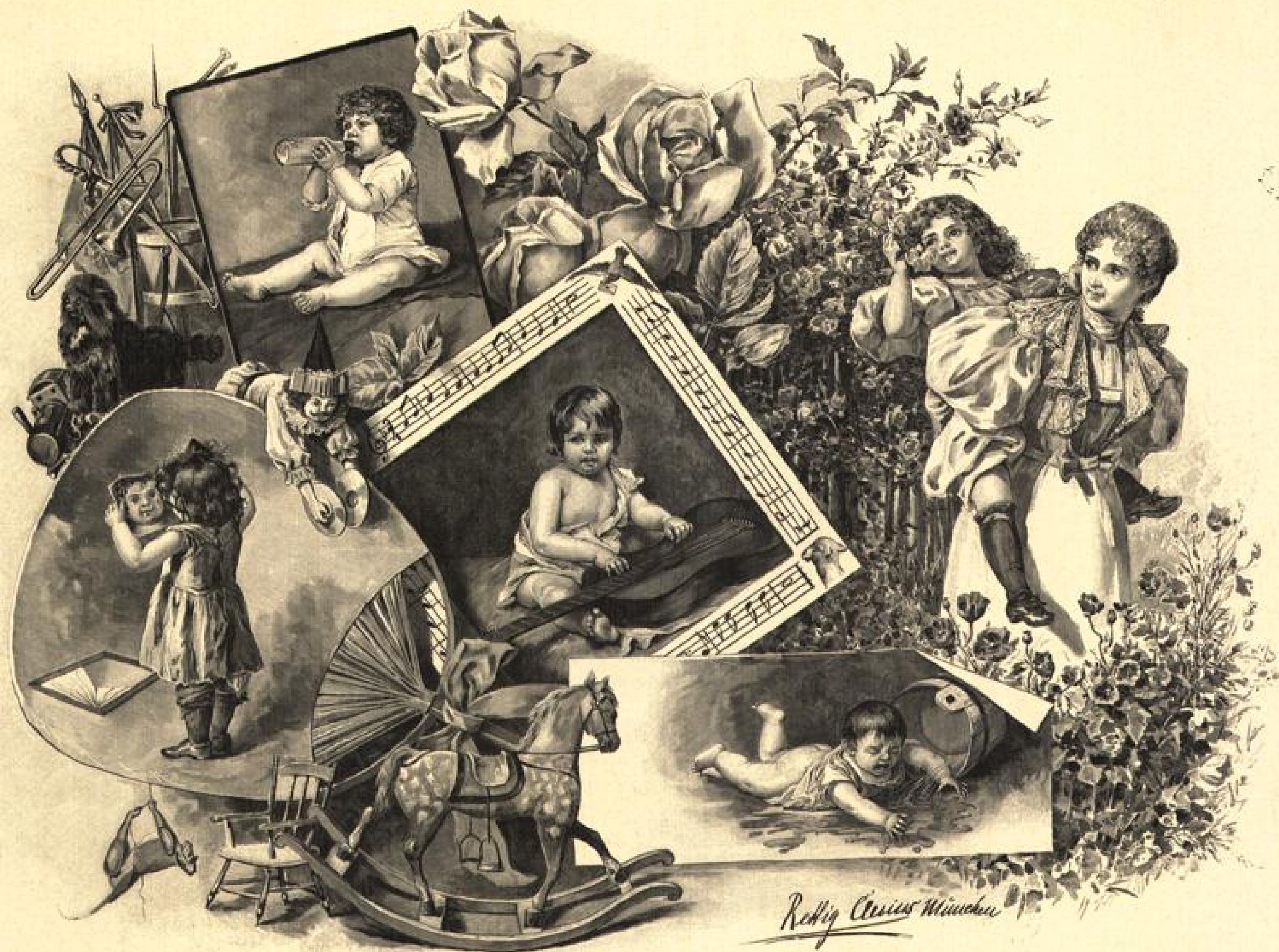


Uebersetzung der Währinger Straße.

Blick auf Wien und die Stadtbahnbogen von Döbling aus.

An der Dornbacher Straße.

Die Neue Wiener Stadtbahn. Originalzeichnung von M. Ledeli.



Die fünf Sinne. Originalzeichnung von Retzig-Greif.

Die erste Aufgabe eines guten Detektivs ist es, sich an den Thatort eines Verbrechens zu begeben und ihn Zoll für Zoll genau zu besichtigen, alles zu untersuchen, zu durchforschen und zu erwägen und nach irgend einer, wenn auch noch so geringfügigen Spur von der Hand des Täters zu suchen.

Wie bereits erwähnt, war der Schlafwagen auf ein Seitengleis geschoben, seine Türen waren versiegelt, und er wurde aufs strengste bewacht. Für den Chef der Sicherheitspolizei gab es aber natürlich kein Hindernis. Die Siegel lösend, stieg er ein und ging gradewegs nach dem kleinen Raum, wo die Leiche des Opfers noch ungewartet und vollkommen unberührt lag.

Es war ein schauerlicher Anblick, obgleich für Herrn Flocon's Erfahrung nicht neu. Da lag der Leichnam auf dem schmalen Lager, gerade wie ihn der Todesstreich getroffen hatte, nur mit Hemd und Unterhose bekleidet. Jenes war auf der Brust offen und ließ die klaffende Wunde sehen, die den wahrscheinlich augenblicklichen Tod herbeigeführt hatte. Aber außerdem hatte der Ermordete noch andre Wunden empfangen, und man sah, daß ein wütender, wilder und erbitterter Kampf ums Leben stattgefunden haben mußte. Die rohe Grausamkeit des Mörders hatte den Sieg davongetragen, aber nicht, bevor er das Gesicht vollständig zerschlagen, alle Züge vernichtet und eine Erkennung beinahe unmöglich gemacht hatte.

Daß ein Messer die Todeswunde geschlagen hatte, war aus deren Form sofort erkennbar; ebenso war es ein Messer gewesen, das das Gesicht in einer Weise zerschnitten, zerstoßen und zerhackt hatte, als ob es ein Sinnloser geführt hätte, denn einige der Wunden hatten nicht geblutet, woraus man den Schluß ziehen konnte, daß sie erst nach dem eingetretenen Tode des Opfers entstanden waren.

Herr Flocon untersuchte die Leiche aufs sorgfältigste, ohne jedoch ihre Lage zu verändern, denn der Gerichtsarzt wünschte sie wahrscheinlich so zu sehen, wie sie gefunden worden war, da sich aus der genauen Lage, ebenso wie aus der Natur der Wunden Schlüsse auf die Umstände ziehen ließen, worunter der Tod erfolgt war.

Aber der Chef sah den Ermordeten lange, mit gespannter Aufmerksamkeit an, wobei er alles bemerkte und noch viel mehr mutmaßte.

Die Züge des verstümmelten Gesichts waren nahezu unkenntlich, aber das dicke Haar war lang, schwarz und geneigt, sich zu locken; der schwarze Schnurrbart war dick und hing über die Mundwinkel hinab. Das Hemd war von feinem Leinen, die Unterbekleidung von Seide. An einem Finger steckten zwei schöne Ringe, die Hände waren sauber, die Nägel wohl gepflegt, und man sah, daß der Mann nicht von Handarbeit gelebt, sondern der gebildeten, wohlhabenden Klasse angehört hatte.

Dieser Schluß wurde durch sein Handgepäck bestätigt, das noch in der Abteilung umherlag. Decken, Regenschirm und eine Handtasche von rotem Ziegenleder — alles sah aus wie das Eigentum eines in guten Verhältnissen lebenden Menschen. Einige Stücke trugen den Namenszug „F. Q.“, womit auch seine Wäsche gezeichnet war. An der Handtasche hing jedoch eine Gepäckadresse mit dem Namen „Francis Quabbling, Passagier nach Paris“ voll ausgeschrieben. Ihr Besitzer hatte augenscheinlich keinen Grund, seinen Namen geheim zu halten. Noch seltsamer war, daß diejenigen, welche ihn ums Leben gebracht, sich gar keine Mühe gegeben hatten, die Anzeichen, die zur Feststellung der Persönlichkeit führen mußten, zu beseitigen.

Auf der Suche nach weiteren Spuren öffnete Flocon auch die Handtasche, allein er fand darin nichts von Belang: nur lose Krügen, Manschetten, einen Schwamm, Pantoffeln und zwei schon alte italienische Zeitungen, aber weder Geld noch Wertsachen noch Papiere. Alle diese Dinge waren wahrscheinlich herausgenommen worden, vermutlich vom Mörder.

Nachdem er diese allgemeynen, aber wichtigen Punkte festgestellt hatte, überflog der Chef die ganze Abteilung mit prüfenden Blicken, und jetzt fiel ihm zum erstenmal der Umstand auf, daß das Fenster in seiner ganzen Höhe offen stand.

Seit wann? Das war eine Frage, die demnächst an den Schaffner und alle im Wagen Gewesenen gerichtet werden mußte, aber die Entdeckung veranlaßte ihn, das Fenster selbst einer genauen Besichtigung zu unterziehen.

Am Rande hing an einem etwas vorstehenden Nagel zum Teil innerhalb, zum Teil außerhalb des Wagens ein Stück weißer Spitze, also eines Gegenstandes, der zur weiblichen Bekleidung gehört — zu welchem Teil dieser Bekleidung, und wie es hierhergekommen war, war Herrn Flocon nicht sofort klar. Eine lange und sorgfältige Untersuchung dieses Stückchens Spitze, das von dem Plaze, wo er es entdeckt hatte, zu entfernen er sich wohl hütete, ergab, daß es zerrissen und zersäsert war und sehr fest hing. Vom Winde konnte

es also nicht dahin getragen worden sein, es mußte vielmehr von dem Kleidungsstück, wozu es gehörte, was das auch sein mochte — Kopfbedeckung, Nachthaube, Nachtkleid oder Halstuch — abgerissen worden sein. Die Spitze paßte für jeden dieser Gegenstände.

Als er sich weiter umsah, machte Herr Flocon eine zweite Entdeckung. Auf dem kleinen, unter dem Fenster angebrachten Tisch lag ein kurzes Ende einer Franse von Jettperlen, wie sie zum Ausputz von Damenkleidern gebraucht werden.

In erster Linie führte der Fund zu der unvermeidlichen Schlußfolgerung, daß zu irgend einer Zeit ein Frauenzimmer in der Abteilung gewesen war. Ferner konnte Herr Flocon nicht umhin, die beiden Gegenstände mit der Thatfache in Verbindung zu setzen, daß das Fenster offen stand. Das konnte freilich der Ermordete selbst zu einer früheren Stunde geöffnet haben, und doch meinte der Chef, es sei ungewöhnlich, daß ein Reisender, insbesondere ein Italiener, auf einer Eisenbahnfahrt in einer Märnacht bei offenem Fenster im Schlafwagen gelegen haben sollte.

Wer hat also das Fenster geöffnet, und warum hat er es gethan?

Vielleicht waren an der Außenseite des Wagens weitere Spuren zu finden. Mit diesem Gedanken stieg Herr Flocon aus und begab sich auf die Seite des Wagens, wo das Fenster war.

Hier stand er viel tiefer als der Wagen. Die Schlafwagen haben keine Laufbretter, und man gelangt vom Bahnsteig aus mittels Stufen hinein, die sich an den Kopfwänden befinden. Der Chef war klein von Wuchs und konnte das Fenster nur erreichen, indem



Das Ei als Teller- und Zimmerkreisel.

er einen der Polizisten herbeirief und ihm befahl, sich nach vorn zu beugen und seinen Rücken zu bieten, auf den Herr Flocon gewandt hinaufkletterte und bis zur erforderlichen Höhe gehoben wurde.

Eine genaue Besichtigung enthüllte indessen nichts Ungewöhnliches. Das Aeußere des Wagens war mit dem Schmutz und Staub einer langen Reise bedeckt, aber diese schienen nicht berührt worden zu sein.

Weder enttäuscht noch befriedigt kehrte Flocon in das Innere des Wagens zurück. Sein Geist war wie ein Blatt Papier, zur Aufnahme jeder Schrift bereit, aber bis jetzt war nur eine klare und bestimmte Thatfache darauf verzeichnet, und das war das Vorhandensein des Stückes Spitze und der Jettperlenfranse am Orte der That. Der daraus zu ziehende Schluß war klipp und klar und ließ darauf hinaus:

daß irgend ein Frauenzimmer in der Abteilung gewesen war;

daß sie, mochte sie vor oder nach Ausführung des Verbrechens dort eingetreten sein, jedenfalls noch dort anwesend gewesen, als das Fenster geöffnet worden war, und das hatte der Ermordete nicht gethan;

daß sie sich zu irgend einer Zeit aus dem Fenster hinausgelehnt oder zum Teil hinausgeklettert war, wie der Spitzenstreif bewies. Aber warum hatte sie sich hinausgelehnt? Natürlich um zu sehen, ob sie auf diesem Wege entfliehen könne.

Aber vor wem, vor was entfliehen? Vor dem Mörder? Dann mußte sie ihn kennen, und wenn sie nicht seine Mitschuldige war (warum hätte sie in diesem Falle vor ihm fliehen sollen?), so würde sie ihn an geben, gezwungen, wenn nicht freiwillig, was wahrscheinlich schien, da sie (sein Verdacht begann eine bestimmte Form anzunehmen) es noch nicht gethan hatte.

Allein es konnte einen andern, sogar noch stärkeren Grund geben, der sie zur Flucht, selbst unter einer so furchtbaren Gefahr, wie das Herauspringen aus einem in voller Fahrt befindlichen Expreszug sie bot, bestimmt hatte: Entsetzen vor ihrer eignen That und den Folgen, die sie haben mußte. Entrinnen zunächst vor

diesem Entsetzen, dann vor der Entdeckung, der Verhaftung und der Strafe.

Alles das würde selbst ein schwaches Weib dazu treiben, der ärgsten Gefahr ins Gesicht zu sehen, aus dem Fenster zu schauen, sich hinauszulehnen und den Versuch zu wagen, aus dem Wagen zu klettern.

So war Herr Flocon durch eine richtige Gedankenfolge zu einem Punkt gelangt, wo sich sein Verdacht auf eine bestimmte Frau richten mußte, die einzig mögliche Frau, und das war die vornehme, fein gebildete Dame, die sich Gräfin di Castagneto nannte.

Dieser Gedanke gab seinen weiteren Nachforschungen eine bestimmte Richtung. Nachdem er den oberflächlichen Plan, den er als Ersatz für die fehlende Liste der Reisenden hergestellt, zu Rate gezogen hatte, trat er in die Abteilung ein, die die Gräfin innegehabt hatte, und die tatsächlich neben der des Ermordeten lag.

Hier herrschte das unordentliche Durcheinander einer vor kurzem verlassenen Schlafstelle. Geschlecht und gesellschaftliche Stellung der letzten Bewohnerin waren aus den umherliegenden Gegenständen sofort zu erkennen, denn sie waren offenbar das Eigentum einer zarten, verwöhnten Dame der vornehmen Welt, und sie befanden sich noch in dem Zustande, wie sie sie zuletzt gebraucht hatte: noch nicht wieder zusammengerollte Decken, ein Paar Pantoffeln auf dem Fußboden, der Schwamm in seinem wasserdichten Beutel am Bett, Bürsten, Flaschen, Schuhknöpfe, Handspiegel und viele in den Toilettenkoffer gehörige Gegenstände, die noch nicht wieder eingepackt waren. Ohne Zweifel hatte die Jungfer alle diese Dinge besorgen sollen, aber da sie nicht gekommen war, waren sie ungepackt und unordentlich umher liegen geblieben.

Flocon fiel über den Inhalt der Abteilung her und begann sofort nach einem Spieghel oder irgend einer mit Spitze besetzten Umhüllung zu suchen.

Allein er fand nichts, und das war kaum eine Enttäuschung für ihn. Es sprach eher gegen die Gräfin, die, wenn unschuldig, weder einen Grund gehabt, einen in ihrem Besitz befindlichen belastenden Gegenstand zu verbergen oder zu beseitigen, noch die Notwendigkeit eines solchen Verbergens geahnt hätte.

Hierauf machte er sich an den Toilettenkoffer und steckte jeden Gegenstand mit gewandten Fingern an den dafür bestimmten Plaz. Alles fand sich, nur ein Glasfläschchen, das klein sein mußte, konnte er nicht finden, aber er legte wenig Wert darauf, bis er es später unter eigentümlichen Umständen fand.

Nachdem er vor Verlassen des Wagens durch die andern Abteilungen gegangen war, nahm Flocon eine ganz besonders sorgfältige Untersuchung der Ecke vor, wo der Schaffner seinen kleinen Stuhl, seinen einzigen Ruheplatz während der langen Reise, hat. Der Chef hatte den Zustand des Mannes beim ersten Verhör nicht verstanden und war schon damals überzeugt gewesen, daß er narotisiert worden war.

Der letzte Zweifel schwand, als er in der Nähe des Schaffnersitzes ein kleines Fläschchen mit silbernem Stöpsel und ein Taschentuch aufhob. Beide Gegenstände waren mit Namenszug und Krone gezeichnet, und wenn auch die Buchstaben des Monogramms stark verschlungen waren, so konnte man sie doch als S. L. L. C. entziffern.

Es war das Taschentuch der Gräfin und war ebenso gezeichnet wie die andern Gegenstände. Als er das Fläschchen an die Nase hob, erkannte er sofort, daß es Opiumtinktur oder irgend ein andres Präparat dieses Arzneimittels enthielt.

(Fortsetzung folgt.)

Amüsante Wissenschaft.

Das Ei als Teller- und Zimmerkreisel. Man nehme ein hartgekochtes Ei und stelle es mit seiner Spitze auf einen Teller, wobei man es dadurch aufrecht erhält, daß man mit der Spitze des Zeigefingers leise gegen sein oberes Ende drückt. Hat man das Ei vorher um seine Mitte mit einer leichten Schnur umwunden, so kann man ihm, wenn man dieses rasch fortzieht, leicht eine rotierende Bewegung verleihen, und man wird es eine ganze Zeit lang auf der inneren Tellerfläche tanzen sehen. Es ist dies wieder einmal eine Art, ein Ei auf seine Spitze zu stellen und eine neue Kolumbusthat zu begehen. Statt das Ei die einförmigen Tanzbewegungen auf dem Teller machen zu lassen, kann man es auch wie einen Kreisel im Zimmer umtreiben, wozu man dann einer Peitsche aus gut gedrehter Schnur oder noch besser aus Kalkhaut bedarf. Weil indes die Hierschale dem unvermeidlichen Anstoßen an Ecken und Kanten kaum den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen dürfte, bedient man sich in diesem Falle statt des natürlichen Eies besser eines künstlichen, das heißt der bekannten Vorrichtung, wie sie zum Stopfen der Strümpfe zur Verwendung kommt. Dieses „unzerbrechliche“ Ei kann man nach Herzenslust auf dem Fußboden tummeln lassen, es wird nicht eher zur Ruhe kommen, als bis die es antreibende Kraft nachläßt.

Neue Bücher und Schriften.

Widmark-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich v. Pöschinger. Zweiter Band. Preis gebunden M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Der zweite Band dieser in 16 bereits besprochenen Portefeuilles bringt zunächst wieder eine große Zahl bisher unerschöpflicher Rundgebungen aus der Feder des Begründers des Deutschen Reiches; das Hauptinteresse beansprucht aber eine Serie von Unterredungen Widmarks mit französischen Staatsmännern und Militärs aus der Zeit des Krieges von 1870/71. Zum Schluss folgen Selbstzeugnisse von Intimen Widmarks, darunter vom Grafen Fred. Frankenberg, dessen berühmtes Kriegstagebuch jetzt durch weitere Auszüge aus seinen politischen Tagebüchern ergänzt wird. Der neue Band wird gewiß eine nicht minder günstige Aufnahme finden als der erste Band des Unternehmens.

Katheryn Hope, „Der Gefangene von Zenda“. Aus dem Englischen überetzt von Clarence Sherwood. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1898. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—. — Mit Recht hat der Verfasser seinen Roman eine romantische Erzählung genannt; im hellen Licht der Gegenwart spielt sich eine Reihensolge der seltsamsten Ereignisse an einem deutschen Fürstenthum ab; der Erbe des Thrones wird von einem ehrgeizigen Verwandten durch Gift von seiner Krone ferngehalten und schließlich dann in freier Gefangenschaft, aber seine Krone wird von einem Doppelgänger gekleidet, dem es schließlich gelingt, im Bunde mit dem treuen Anhänger des rechtmäßigen Herrschers den Gefangenen zu befreien. Der Verfasser versteht es, den Leser bis zum Schluss in atemloser Spannung zu erhalten und etwaige Zweifel an der Möglichkeit der wackelnden Verhältnisse durch seine raffinierte Erzählweise völlig zu entwerzeln.

Heroldischer Atlas. Eine Sammlung von heroldischen Musterblättern für Künstler, Gewerbetreibende und Freunde der Wappenkunde, zusammengestellt und erläutert von H. G. Ströhl, 16 Tafeln in Kunst- und Schwarzdruck, nebst zahlreichem Textillustrationen. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. — Von diesem auf 25 Lieferungen à M. 1.— bestimmten Werk ging uns schon das erste Heft zu, dessen farbenprächtige und vielseitige Inhalt das neue Unternehmen bestens empfiehlt, jamaal der Preis, im Verhältnis zum Gebotenen, ein äußerst billiger zu nennen ist. Da das Interesse für gute Heraldik gegenwärtig nicht im Zunehmen begriffen ist, dürfen wir annehmen, daß der „Heroldische Atlas“ als ein zeitgemäßes Unternehmen vielen willkommen sein wird, die sich aus Veranlassung der Verhältnisse mit der Heraldik befassen.

Kaufens „In Nacht und Eis“ (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) hat, wie schon ein Wort, seine Leser bis zuletzt in Spannung erhalten; niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne das Gefühl des Bedauerns, daß es schon zu Ende ist! Der Dankschuld nach einer Fortsetzung von „In Nacht und Eis“ soll nicht unerfüllt bleiben. Es ist der Verlagshandlung gelungen, die Verleider zweier Teilnehmer an der Expedition Kaufens zu erwerben, eine willkommene Ergänzung der Mitteilungen des Verleiders der Expedition. Die beiden auf den Tagesbüchern ihrer Verfasser befestigten Erzählungen wurden vor kurzem, reich mit Abbildungen ausgestattet, als Supplementband zu „In Nacht und Eis“ veröffentlicht. Bernhard Nordahl, der keine Erzählung der ganzen Welt der „Fram“ unter dem Titel „Wir Framleute“ zusammenfaßt, war der Elektro-techniker an Bord der „Fram“ und vertritt den Standpunkt der „Mannschaft“ mit ebensoviel Geschick als Feinsinn, Lieutenant Hjalmar Johansen gehörte zunächst auch zur „Mannschaft“, da er sich als Heizer hatte anwerben lassen, um überhaupt mitgenommen zu werden. In aller Eile ist jedoch sein Name, weil er Kaufens auf der einzig dastehenden Schlittenreise begleitet hat. Was er auf dieser fähigen Fahrt erlebt hat, berichtet er getreulich in „Nacht und Eis“ auf 86° 14' (86 Grad 14 Minuten) ist der höchste jemals erreichte Punkt auf dem Wege zum Nordpol, kaum 400 Kilometer von dem ersehnten Ziel entfernt. Da jeder, Johansen wie Nordahl, in packender Darstellung zu schildern und dabei sich doch eine besondere Klarheit zu erhalten weiß, wird der dritte, reich mit Abbildungen geschmückte Band (gebunden M. 10.—) von „In Nacht und Eis“ jedem Leser von Kaufens Werk erwünscht sein.

Allerlei Kurzweil.

Worträtsel.

Ich bin von echter Schwärze, kein Festmahl auch ohne mich;
Reißt du mir aus das Herz, hab' alle Farben ich.

Verwandlungsrätsel.

Wer ist es, der da mit raschem Schritt
Hineilt durch frohlicher Gäste Ritt?
Wenn ihr aus dem Worte ein n entfernt,
Einen düsteren Ort ihr kennen lernt.
Wird das letzte Zeichen leicht abgetrennt,
Brant's man als ein rührendes Instrument.
Und laßt ihr zum Schluss noch den Anfang fort,
Kennt ein altes Maß das neue Wort.

Silbenrätsel.

„Ja ja, ja ja!“ Frau Nachbarin,
So spricht Frau Hanne zu Frau Käthe,
„Die Welt ist schlecht von Anfang an
Und bleibe's, trotz aller frommen Räte;
Da lebst hier, wie hierst du
Die Teufel sich ein Nest bereiten
Ob Silbe 1; es macht mich kumm —
Rein, so etwas, o schlimme Zeiten!“
„Ei, ei, ei!“ Frau Nachbarin,
Spricht drauf Frau Käthe zu Frau Hanne,
„Das zeugt von ganz verdoebtem Sinn,
Dem Gott aus dieser Welt verbanne!
Doch durch zu schwarze Brill' Ihr kauft,
Setzt Silbe 2 mir nicht beiseiten;
Dankt nur, mein Gretchen ward heut Braut
Mit Schulzens Feit, o gute Zeiten!“
„Ich gratulier' von Herzen!“ spricht
Darauf Frau Hanne zu Frau Käthe,
„Doch, daß wir es vergessen nicht,
Die Silbe 1 der Teufel hütet;
Und was die 2 zur 1 entseht,
Der Satan that's, voll Höllengrimmes.“
„So ist's, Frau Nachbarin; gut! Nach, —
Ei ja, die Zeit bringt Gut's und Schlimmes!“

Umwandlungsrätsel.

Ein Zauberei bin ich! Nun seht mal an,
Was alles ich nicht umwandeln kann:
Aus einem Monat, gar lieblich und schön,
Einen Bergedraht, wild ausstürmt vom Föhn;
Aus Frauenstimmen, die zum Herzen dringt,
Eine Zeit, die oft schwerer mit der Sorge ringt;
Aus Küstengebilde, das hoch auftrug,
Ein Fahrzeug, das rauh'rich die See durchragt,
Aus etwas, das oft in den Haaren dir liegt,
Ein kühles Gemach, wo man's Kindelein wirgt;
Aus Bärde, die gerne man niederlegt,
Ein Schweres, dran mancher lebenslang trägt;
Aus einem in Ruhstand gebrauchten Gewicht,
Ein leichter Schleier ob gezeichnet Gesicht;
Aus einem Mann, am Herd ist sein Stand,
Einen Flug, durchdringend das Schwabenland;
Aus etwas, das mit den Wogen sich wiegt,
Eine Stadt, die am Strande Afrikas liegt;
Aus einem Gebilde, dem Bauerntum wert,
Einen Namen, mit dem man den Engländer ehrt;
Aus einem Worte, das voll von Rot,
Ein Wort, mit dem man dem Schlechten droht;
Und aus dir selber, wie du hier bist,
Was der Menschheit zum Heile gekommen ist.

Buchstabenrätsel.

1, 2, 3 — 3, 4, 5, 6, die Wörterlein
Siedeten wohl die manche Kinderfreude;
Trotzdem aber mahnt dein Herz dich so,
Wenn in später Zeit ein Leid dich quält.
2, 3, 4 den ersten Gang du thust
Zu 2, 3, 4, hat das 3, 4, 5, 6
Stets den gleichen Sinn, doch ändert
Sich derselbe dann in 2, 3, 4;
Immer aber bleibt dir Lust wie Leid auch,
Bis zu beiden sagt ein Nachwort 1/4!
3, 4, 5 gehet der Freund' allein,
1—6 dem Glück, doch mehr dem Schmerz noch —
Bis aufs neue du die Wörterlein liest,
Wied'um ändernd Sinn von 3, 4, 5, 6:
Auf 1, 2, 3, — 3, 4, 5 und 6!

Liederanfangsrätsel.

(Für altmodische Leute.)

Und ob die Wolke sie verhülle...
Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage...
A, B, C, D, wenn ich dich seh'...
Lebe, liebe, trinke, schwärme...
Sähe Phyllis, eine Frage...
Als der Großvater die Großmutter nahm...
Es blinken so freundlich drei Sterne...
Jedem der obigen Liederanfänge ist ein Wort zu entnehmen; richtig gefunden, ergeben die sieben Wörter, aneinander gereiht, einen neuen Liederanfang.

Auflösungen der Rätsel Seite 535.

Des Worträtsels: gerecht, Gerächt, Gerächt.
Des Rätselrings: Königsgut.

Demut.

Wenn Gott auf die Knie niederwarf,
Der neigt sein Angesicht,
Und weigt in Demut sein stolzes Herz,
Und kämpft und ringt nicht.

Und wie die Kindlein der Gasse thun,
Wenn sie still zu den Menschen stehn,
Er taule leise an Gottes Hand,
Und Gott wird ihn schon verstehen.
(Freiherr v. Jirák.)

Des Ergänzungsrätsels: schlagen.

Des Frühlingrätsels: Man nimmt nach dem im Bande angeführten römischen Zahlen aus den Namen der Wappenthiere, die diese Zahlen tragen, stets den lautharigsten Buchstaben, als die kleine arabische Zahl, daneben angibt; z. B. III. — Schwalbe (4. Buchstabe) = W. Die Figurennamen sind: Wolf (4. I, Mond II, Schwalbe III. Mit den richtigen Vokalen ergibt sich dann der Text:

Willkommen holder Mai.

Des Wörterumwandlungsrätsels:

Rain Mann Sahne Emil Welt
Karl Mine Wanne Emma Wald
Riel Mian Mine Elfa Wand
Abel Frau Wilde Rosa Mond
Wilde

Des „Gingebands“-Liederanfangsrätsels:

„An der Saale hellem Strande.“ (Kugler)
„Anfangs wollt' ich fast verzagen.“ (Heine)
„Einer Farbe, einem Glauben.“ (Redwitz)

Des Buchstabenrätsels: Breisch.

Aus Küche, Haus und Hof.

Fleischschnitten. Uebrig gebliebenes Fleisch, Kalbs- oder Schweinebraten, wird fein gewiegt; sodann rührt man zwei bis drei hartgekochte Eier mit etwas Butter zu einem Brei, in welchen man nach und nach Del, Eßig, Senf, etwas Pfeffer, Schnittlauch, auch feingewiegte Zwiebel oder Petersilie einrührt. Ist diese Sauce gut vermischt und dick, so thut man das feingehackte Fleisch darunter und mischt gut. Nun stellt man dieselbe kalt, auf Eis oder in einen kalten Keller, und streicht vor dem Gebrauch geröstete Semmelscheiben ziemlich dick mit derselben.

Gefüllte Kalbskeule. Aus einer mittelgroßen Keule läßt man vom Metzger alle Knochen lösen. Sodann wiegt man die Abfälle der Keule, frisches Kalb- und etwas Schweinefleisch sehr fein, vermischt es mit Eiern, Salz, feinen Kräutern, 50 Gramm geschäbten Trüffeln und etwas Weißbrot (letzteres eingeweicht und fest ausgedrückt) zu einer pikanten Fülle. In die Höhlung der Keule wird diese Fülle gefüllt und die Öffnung gut zugenaht. Dann spickt man die Keule, folgt sie und brät sie im Ofen in reichlicher Butter glänzend braun. Nachdem die Sauce entfettet ist, kann man einen halben Theelöffel Liebig's Fleischextrakt begeben, und wenn man es liebt, etwas Kartoffelmehl zum sämig machen. Zuletzt rührt man noch eine Tasse dicken, sauren Rahm dazu.

Rohrabi. Man schält die Knollen gut ab — blaue sind vorzuziehen —, entfernt die harten Stellen, schneidet sie in Scheiben und kocht sie in Salzwasser gar. Nun dampft man in einem irdenen Topf Butter mit einem Theelöffel Mehl, rührt dies mit Fleischbrühe glatt, würzt, giebt etwas feingehackte Kräuter daran und schwenkt die Rohrabi vorsichtig darin, daß sie sich nicht zerrühren. Bist zu Schweins- oder Hammelsfoteletten, auch Würstchen und so weiter.

Croquetten. Man kocht eine dicke Ragout-sauce, erhitze gehackte Fleischreste jeglicher Art in derselben, läßt sie auskühlen, vermischt sie mit vier Eidottern, Salz, Pfeffer und gewiegter Petersilie. Auf ein mit Mehl bestreutes Brett preßt man diese Masse aus, und sobald sie erstarrt ist, formt man kleine Brötchen von derselben, paniert sie in dem Eiweiß und bakt sie in Schmalzbutter lichtbraun. Schmeckt vorzüglich zu Kopfsalat.

Varische Rehweisz. 560 Gramm abgehäuteter Kalbschlegel fein gehackt, dazu Salz, Pfeffer, Muskatnuß, Zitronenschale, fein geschnitten, drei ganze Eier, drei Eßlöffel sauren Rahm, 50 Gramm in Butter geröstete Semmelsbrösel, alles gut verrührt. Diese Masse wird in vorher eingekochte Kalbskeule eingelegt und der Länge nach und an den Enden mit Bindfaden zugebunden, in einer Bratpfanne eine Stunde durchgebraten und öfters mit Rahm bestrichen, sodann in Scheiben geschnitten. Sehr gut zu Salat oder irgend einem feineren Gemüse.

Wassergrieß. 1 Liter Milch macht man kochend und giebt so viel Grieß hinein, daß die Masse fleisch wird. Nun rührt man Zucker nach Geschmack, Zimmt, Zitronen, einige bittere Mandeln, fein gewiegt, und zuletzt sechs Eidotter und den Schnee von drei Eiweißen hinein. In eine gebutterte Form mit hohem Rand geschüttet, bakt man diese Masse sehr rasch. Man giebt eine süße Frucht- oder Schokolade dazu.

Weinschnitten. Rundbrötchen schneidet man in gleichmäßige Schnitten und weicht diese in Wein mit Zucker ein; sie dürfen aber nicht zu weich werden. Dann bakt man die Schnitten in heißem Schmalz schön gelb und bestreut sie mit gehacktem Zucker und Zimmt. Gie man sie zu Tisch bringt, giebt man eine Weinsauce über das Gebäck.

Nierenomelette. Gut gewässerte Kalbsnieren schneidet man in dünne Scheiben und dünstet sie schnell in frischer Butter mit dem nötigen Gewürz, etwas Zwiebel und einer Messerspitze Mehl. Sobald sie anfangen zu blättern, giebt man etwas Fleischbrühe und Zitronensaft dazu und nimmt sie vom Feuer. Auf schon gebackene Omeletten legt man kleine Portionen der Nieren, schlägt erstere zusammen und serviert sofort. Passende Platte für ein zweites Frühstück.

Apfelschnitten (oberflächig). Von einem Rubelsteig weilt man vieredrige Stücke aus und giebt auf jedes einen Kinderlöffel voll gut gekochtes Apfelmus. Die vier Ecken eines jeden Flächens schlägt man gut übereinander und preßt die Ränder etwas zusammen. In Wasser siedet man diese Tafelchen gut ab, nimmt sie behutsam heraus und übergiebt die Speise mit in Butter gerösteten Semmelsbröseln.

Anna Berg.

Das Reinigen der Damenstrophhüte muß mit sachkundiger Hand geschehen, sollen die Hüte nicht statt aufgerichtet noch viel verstaubter als vor dem Reinigen aussehen. Durch den Fehler, den viele Hausfrauen machen, daß sie die Hüte, ganz gleich, ob sie von grobem oder feinem Stroh sind, mit harter Bürste abbürsten, werden manche Sommerhüte vor der Zeit häßlich und unansehnlich. Nur die groben Phantasiegeflechte dürfen gebürstet werden, da aus ihnen der Staub auf andere Weise nicht zu entfernen ist, feines Stroh dagegen muß man abwischen, weil durch Bürsten das harte Geflecht raucht. Bandschmuck der Hüte ist besser mit einem reinen Tuch zu reinigen als mit der Bürste, Blumen dagegen vertragen das Bürsten meist sehr gut, wenn es mit Vorsicht vorgenommen wird. Man nimmt dabei jede einzelne Blüte zwischen die Finger der linken Hand, und zwar möglichst dicht unter dem Kelch, und klopft sie mehr als man sie bürstet mit der Bürste in kurzen Strichen aus. Man erhält auf diese Weise seinen Hüten lange ein frisches Aussehen.

In Speisekammern und Kinderstuben pflegen Flecken an den Tapeten, durch Kinderhände man weiß nicht wie daran gezaubert, nicht zu den Seltenheiten zu gehören, die trotzdem der Hausfrau sehr viel Ärger bereiten. Ihre Entfernung ist bei hellfarbigen, zarten Tapetenmustern eine andere als bei dunkeln, kräftiger gefärbten Tapeten. In ersterem Fall nimmt man Magnesia und Benzol, rührt davon einen halbdicken, nicht mehr breitaufenden Brei und streicht ihn ohne jegliche Reibung glatt und nicht allzu dick auf die Flecke. Der Brei bleibt zwölf Stunden unberührt auf dem Fleck und wird dann leise und behutsam wieder entfernt. Durch die Verfahren leiden auch sehr zarte Farben nicht. Für dunkelfarbige Tapeten dagegen ist ein Einreiben derselben mit einem Brei aus Weizenkörner und Wasser mit darauffolgendem Trocknen und Abreiben meist von gewünschtem Erfolg.

Grangewordene schwarzseidenen Spitzen, die für leichte Capothüten zur Garnierung sehr beliebt sind, giebt man vor ihrer Verwendung durch gutes trockenes Abbürsten und Durchdrücken in kaltem Eßig ihr Ansehen wieder. Man darf die Spitzen nicht reiben, sondern nur

fest in dem Eßig ausdrücken, dann zupft man sie vorsichtig auf und wickelt sie zum Trocknen um große, glatte Einmachegläser. Wenn sie völlig trocken sind, löst man sie herunter; sie sind dann wieder schwarz und haben auch Glanz und Steifheit neuer Spitzen.

Beim Kochen frischer Eier ist es sehr unangenehm, wenn diese springen und mehr oder minder auslaufen. Weist ist dies der Fall, wenn der Temperaturunterschied zwischen Ei und Kochwasser zu groß ist. Wenn man kann, sollte man die Eier immer in heißem Wasser kurze Zeit vorwärmen, hat man dies veräußt, so geht man am sichersten, daß kein Ei zerpringt, wenn man dem Kochwasser etwas Salz zusetzt und das wallende Wasser einen Augenblick vom Feuer nimmt, damit das Wasser keine Blasen wirft, wenn man die Eier hineinlegt. Die Kochzeit der Eier wird dann natürlich erst von dem Augenblick an gerechnet, da das Wasser wieder kocht.

Der Gießkanne, welche das unreife Blumen tränkende Raß enthält, und die wir in der warmen Jahreszeit, da der Durs der Pflanzen groß ist, öfter als an kalten Tagen brauchen, schenken die meisten Hausfrauen keine weitere Beachtung. Sie lassen sie gefüllt längere Zeit, wohl gar über Nacht, stehen und zerfließen auf diese Weise bald die Kanne, so daß sie rostig und undicht wird. Selbst ein innerer Oelfarbenanstrich wird durch die regelmäßige, längere Einwirkung des Wassers zerstört, bei ungestrichenen Kannen wird der Verfall natürlich noch schneller erreicht. Man muß stets nach dem Gebrauch das noch in der Kanne befindliche Wasser ausgießen, die Kanne mit einem Schwamm und einem Tuch innen ausreiben und umgefüllt oder doch wenigstens mit offenem Deckel beiseite stellen. Die Außenseite der Gießkanne hält man leicht abwasch, wenn man sie mit Salmiakwasser abwäscht, trocknet und mit einem in Del getränktem Lappchen abreibt. Diese Art der Behandlung des Neuzugenen ist für gemalte und lackierte Zimmerräume bestimmt, einfache Blechgießkannen für den Garten müssen durch Scheuern mit saurer Milch und Sand mit Strohwisch blank erhalten werden.

Luise Hölle.

Was giebt es Neues?

Militär und Marine.

Eine Uniformänderung ist bei den Musikdirigenten der Berliner Garderegimenter erfolgt. Besonders fallen die Achselstücke auf, durch welche sich die Musikdirigenten von den Feldwebeln, deren Uniform sie bisher trugen, wesentlich unterscheiden. Die schmalen Achselstücke sind von Tuch und in der Farbe der Achselklappen gehalten, welche die Mannschaften tragen. Je nach der Art der Unteroffiziersstellen sind sie außerdem mit Gold- oder Silberfäden durchwunden und haben oben, wie dies bei den Achselstücken der Offiziere der Fall ist, den Namenszug des Regiments in goldenen oder silbernen Initialen. Unterhalb der Achselstücke befinden sich nach wie vor die „Schwalbennester“ mit langen, goldenen oder silbernen Randbilden. Dazu tragen die Musikdirigenten ihren Offiziersäbel von jetzt ab, wie die Offiziere, „untergeknallt“.

Was ein Geschwader kostet. Der Pariser „Gil Blas“ schreibt: Das Personal eines Panzerschiffes mittleren Tonnengehalts erheischt an Sold eine Monatsausgabe von etwa 30 000 Franken, das eines Kreuzers 6—7000, das eines Torpedo-Avisos 4000 Franken. Was die Verpflegung anlangt, so ist die Rechnung eine sehr leichte, da die Tagesration eines Matrosen an Bord mit 1,15 Franken berechnet wird. Demnach kommt die Verpflegung der 600 Mann eines Panzerschiffes auf rund 21 000, die der 75 Mann eines Torpedo-Avisos auf 2500, die der 150 Mann eines Kreuzers auf 5000 Franken pro Monat zu stehen. Aber all diese Summen sind verschwindend gering im Vergleich zu den Kosten für die Ausrüstung der Schiffe. So kostet eine 10 Centimeter-Kanone 6200 Franken, eine 27 Centimeter-Kanone 80 000 Franken und eine 34 Centimeter-Kanone 147 000 Franken, wozu allerdings noch die Ausgaben für die Vorkosten kommen, deren Preise zwischen 3500 und 60 000 Franken schwanken. Auch die Kanonenschiffe werden nicht zu Schleuderpreisen abgegeben. Ein Schuss aus einer 14 Centimeter-Kanone kostet bloß 66 Franken, der aus einer 27 Centimeter-Kanone bereits 1350 Franken, der aus einer 34 Centimeter-Kanone 2500 Franken, der aus einer 37 Centimeter-Kanone 4270 Franken und endlich der aus einer 42 Centimeter-Kanone ein kleines Vermögen: 5010 Franken. Die Torpedos kosteten ehemals bei dem Erfinder Whitehead in Fiume 10 000 Franken, sind aber jetzt für 7000 und bei größeren Bestellungen für 5000 Franken zu haben. Für Heizung verbraucht ein Panzerschiff unter gewöhnlichen Umständen etwa 40 Tonnen Kohlen pro Tag, was bei einem Durchschnittspreis von 35 Franken pro Tonne eine Tagesausgabe von 1400 Franken ausmacht. Soll aber das Panzerschiff mit vollem Dampf fahren, so ist der doppelte, ja dreifache Kohlenkonsum notwendig.

Länder- und Völkerkunde.

Bezahlte Brautjungfern. Amerikanische Blätter berichten, daß es seit einiger Zeit in den Vereinigten Staaten Mode ist, die Ehrenämter, die, wie üblich, ein junges Brautpaar zum Altar begleiten, mit klingender Münze zu entschädigen. Die „Brautjungfernschaft“ ist also ein Geschäft geworden. Bei einer Hochzeit, die jüngst in New York stattfand, gab es an die fünfzig Ehrenämter, die sämtlich bezahlt wurden. Außer prächtigen Toiletten, die der Brautvater anfertigen ließ, erhielten sie eine Entschädigung von je 30 Dollars dafür, daß sie im Hochzeitszug erschienen. Es giebt junge Mädchen, die sich für ihr „Ehrenamt“ bis zu 100 Dollars bezahlen lassen. Eine Dame, die wegen ihrer blendenden Schönheit sehr gesucht ist, soll bereits bei mehr als 200 Trauungen als Brautjungfer figurirt und sich in kurzer Zeit ein Vermögen von 100 000 Mark erworben haben, ganz abgesehen von den zahlreichen und kostbaren Geschenken, die sie erhielt.

Verkehr.

Schwäbische Wirtshausnamen. Ein Leser der „Täglichen Rundschau“, der sich die Mühe genommen hat, die Namen der Wirtshäuser Hohenzollerns festzustellen, ist zu folgendem Ergebnis gelangt: Am liebsten ist von alters her das Wappentier des Deutschen Reiches, der Adler, der 49mal vorkommt. Ihm folgt ein zweites Sinnbild des Reiches, die Krone (Kaiser-

krone), der wir 38mal begegnen. Der Löwe sucht 29mal, wenn er verschlingt, dann folgt das Wappentier der vormaligen Grafschaft Sigmaringen, der Hirsch (23mal). Ihm schließen sich an Tieren weiter an: das Lamm (22), Röhle (16), der Ochse (10), Schwan, meist „die Schwane“ genannt (7), der Bär (5), Fuchs (2), Gase (2) und mit je einem Exemplar der Greif, Pelikan, Pfau, Hahn, Hekt und sogar der Spatz. Unter der Pflanzenwelt hat es den Wirt die Linde, dieser Lieblingsbaum des Mittelalters, angethan (14), der allerdings die Traube mit ebenfalls 14 Häufeln gleichsteht. In der Rose (10) und im Rosenkranz (4), sowie im Grünen Baum (5) liegt ebenfalls Poesie. Vom Himmel sind die Sonne (14) und der Stern (4) zu uns herabgefallen. Noch höheren Ursprungs sind der Engel (15), das Paradies (2), das Kreuz (7) und der Dreikönig (1). Als glückbringende Zeichen finden wir das Rad (3), den Anker und das Schiff. Von Phantasie zeugen auch noch das Waldhorn (4), der Schütz (2) und der Mohr (1); profanisch dagegen ist das Fäß und die Pflanne. Das Scharfe Ed ist ein scherzhafter Name, der mehr als nur einmal vorzukommen verdient, ebenso das „Säße Lächle“ und der Schatten, dem als Gegenstück sich ein Schweißkasten zugesellt. Von jüngeren hohenzollernischen Wirtshausnamen seien hier nur der Zoller (6), der Zollerhof und der Zöllnische Hof, sowie der Deutsche Kaiser (6), Kaiser (4), Kronprinz, Alte Frit, die Reichskneipe (2) und die Stadt Berlin erwähnt.

Naturwissenschaftliches.

Größere Goldfunde sind vor einiger Zeit in der Döläuer Heide bei Halle a. d. S. gemacht worden. Einige Geologen fanden daselbst in den Ablagerungen zwischen Bischofswiese und Rottthum Körner und kleine Klumpen eines gelblichen Metalls, das sich bei näherer Untersuchung als Schwemmgold erwies. Die zuständigen Behörden ordneten eine eingehende Untersuchung an, welche nunmehr abgeschlossen ist und das Vorhandensein des edlen Metalls in größeren Mengen ergeben hat. Es soll daher schon in nächster Zeit mit der Anlage einer Goldwäscherei begonnen werden.

Gesundheitspflege.

Der schwedische Reichstag hat die Summe von 850 000 Kronen für die Errichtung eines Volksbathhauses für Lungenkranke in Südschweden bewilligt. Zu weiteren zwei solchen Sanatorien, eins für Mittelschweden und eins für Nordschweden, wird die Nationalgasse von 2 200 000 Kronen, welche König Oskar gelegentlich seines Regierungsjubiläums überreicht wurde, Verwendung finden; außerdem giebt der Staat zu sämtlichen drei Heilanstalten das Terrain und das nötige Bauholz her. — Eine eifrige Förderin dieser Angelegenheit ist Königin Sophie, auf deren Wunsch die Ueberweisung der Nationalgasse zu dem erwähnten Zweck erfolgt ist.

Entscheidungen.

Lächerliche Namen. Das Dresdener Oberlandesgericht hat folgendes bemerkenswerte Urteil über Namensgebung gefällt: Ein angetraunter Vater hat für sein neugeborenes Kind zwei sehr lächerliche Namen in das Standesamtsregister eintragen lassen. Nach Jahren, als das Kind von Gespielen der Namen wegen stets verhöhnt wurde, kam ihm die Reue, und er verlangte die Eintragung anderer Namen in das Standesamtsregister. Das wurde von der zunächst zuständigen Behörde abgelehnt, das Oberlandesgericht genehmigte jedoch die Aenderung, und zwar mit folgender Begründung: Der Vater hat durch die Namensgebung die berechtigten Interessen seines Kindes in gräßlicher Weise verletzt und damit dergestalt gegen die guten Sitten verstoßen, daß dem Rechtsakt der Namensgebung die Wirksamkeit zu verfallen ist. Denn das dem Vater eines Kindes zustehende Recht der Namensgebung ist kein unbeschränktes, sondern findet eine naturgemäße Grenze in dem Gesetz und den guten Sitten; eine Ueberschreitung dieser Grenze ist gegeben, wenn der Vater seinem Kind lächerlich wirkende Vornamen beilegt. Wegen eines solchen Mißbrauch bedarf das Kind, da es sich nicht selber schützen kann, des staatlichen Schutzes. Es hätte also schon der Standesbeamte die Eintragung der lächerlichen Namen ablehnen sollen. Da dieses nicht geschah und auch der Vater die Abänderung jetzt

selbst beantragt, so ist diesem Antrag auch vom Gericht zu entsprechen.

Warnungstafel.

Warnung vor Serienlosgeheften. Der „Reichsanzeiger“ schreibt: Die Internationale Wechsel- und Effektenbank in Amsterdam, Brinkengracht 273, sucht neuerdings das deutsche Publikum zur Teilnahme an sogenannten Serienlosgeheften zu veranlassen und Agenten zum Vertrieb der Lose gegen Teilzahlungen anzuwerben. Das sogenannte Bankgeheft wird in einer kleinen Kammer des betreffenden Hauses von einem gewissen Steenken betrieben; dieser war früher Commis der bekannten Loschwindelfirma Grün & Co. in Amsterdam, vor der im „Reichsanzeiger“ vom 18. Mai vorigen Jahres gewarnt worden ist. Unter diesen Umständen kann nur eindringlich geraten werden, auf die Anerbietungen der genannten Bank nicht einzugehen. Auch mag noch besonders darauf hingewiesen werden, daß der Vertrieb von Losen, sowie von Bezugs- und Anteilsscheinen auf solche Lose gegen Teilzahlungen nach Paragraph 7 des Reichsgesetzes über die Abzahlungsgehefte vom 16. Mai 1894 strafbar ist.

Anglücksfälle und Verbrechen.

Ein Opfer des sogenannten Seilchenpringens ist ein kleines Mädchen in Remscheid geworden. Es hatte sich mit anderen Kindern im „Seilchenpringen“ geübt, erkrankte noch am selben Tag und war am folgenden bereits eine Leiche. Der Tod war infolge einer Darmvergiftung, die wahrscheinlich durch fortgesetzte gleichmäßige Erschütterung des Körpers beim Springen hervorgerufen worden war, eingetreten.

Kleine Mädchen als Mörderinnen. In Zentichau (Ungarn) haben zwei Kinder eine furchtbare That verübt. Der zehnjährigen Marie Benglavits und der elfjährigen Katharina Panvit war ein Säugling zur Beaufsichtigung anvertraut worden, während dessen Mutter ihrer Beschäftigung nachging. Die Mädchen gossen dem Kindchen so lange Brantwein in den Mund, bis es betäubt dalag; dann erstickten sie es mittels eines Polsters. Die beiden Mörderinnen haben ihre bestialische That eingestanden, ohne eine Spur von Reue zu bekunden.

Sport.

Beherzigenswerte Anleitungen giebt Dr. Siegfried über die Haltung der Radfahrer in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“: Kumpf gerade aufgerichtet, Kreuz etwas angezogen und festgesetzt, die Schultern nach hinten zusammengezogen, so daß die Wölbung der Brust deutlich hervortritt, Kopf senkrecht aufrecht, das Genick leicht an den Halssträngen angelegt, das Kinn etwas angezogen, die Kniekehlen genau nach vorn gerichtet, die Hüfte streng parallel dem Rahmen. Bei jeder andern Haltung tritt Kraftverwendung ein. Nur die Arme werden im Ellenbogen nicht gebeugt, sondern gestreckt gehalten, sollen aber die Lenkstangenriffe so leicht führen wie die Lose Faust des Reiters die Zügel. Die richtige Balance wird nicht durch Anklammern an die Lenkstange, sondern durch ruhigen Sitz im Sattel und durch „Mitgehen“ bei seitlichen Bewegungen und Kurven erreicht. Durch Gewichtverlegung im Sattel wird, wie beim Reiten, die Wendung, die Volte, das Changerieren vorbereitet, und auch das Absteigen findet entsprechend demjenigen beim Reiten statt.

Statistisches.

Die Ergebnisse der Viehzählung in Deutschland. Am 1. Dezember 1897 hat die Zählung des deutschen Viehbestandes stattgefunden; sie hat mit einem erfreulichen Ergebnis abgeschlossen. Die Zahl der Schafe ist allerdings wieder beträchtlich zurückgegangen, entsprechend der rückläufigen Bewegung, die die Schafzucht seit nunmehr 30 Jahren eingeschlagen hat; die Zählung weist eine Abnahme um 2 725 000 Stück in den letzten 5 Jahren auf. Die Zahl der Pferde betrug 4 038 485; an Rindvieh wurden gezählt 18 490 772 Stück, an Schafen 10 866 772 und an Schweinen 14 274 557. An Pferden ergab die Zählung ein Mehr von rund 203 000, an Rindvieh von 940 000 und an Schweinen ein Mehr von 2,1 Millionen Stück gegenüber der Zählung vom 1. Dezember 1892.

Briefkasten.

Johannes Richard zur Regener neuer Roman „Von zar-ter Hand“, der gegenwärtig in „Ueber Land und Meer“ zur Veröffentlichung gelangt, gehalten sich immer pfeifend und selbst die Leser mit jeder Nummer in unwiderstehlicher Weise. Neben diesem Roman finden wir noch „Blut und Eisen“. Aus den Erinnerungen eines Ingenieurs von Max Geth, während in der „Deutschen Romanbibliothek“ der hochinteressante Roman „Von Todes Gnaden“ von A. von Gersdorff, sowie die Erzählung „De unendliche Wissenschaft“ von Felix Stillsied zum Abdruck gelangen. Das erste Heft beider Zeitschriften (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

A. L. in Schaffhausen. Als leistungsfähige Lieferantin für Glacés können wir Ihnen die Firma Warmbrunn, Quilich & Co. in Berlin C., Rosenhallerstraße 40, empfehlen. — Großer chemischer Fabrikanten empfehlen diese; es handelt sich aber darum, welche Spezialität in Betracht kommt. Wir raten Ihnen übrigens, sich in dieser Beziehung an die Expedition der „Chemiker-Zeitung“ in Röhren (Wahl) zu wenden.

Fr. Anna Zittel in Philadelphia. 1. Der Brief ist an seine Adresse weiterbefördert worden. 2. Gustav Freytag, Gesamtwerke. 2. Auflage in 22 Bänden, in Leinen gebunden M. 97.—, Leipzig, S. Engel. Von dieser gebiegen ausgefallene Ausgabe ist eben der 20. Band erschienen. Ihre Buchhandlung wird den Bezug gern vermitteln.

3. Unserm Graphologen übergeben; bei der großen Anteilnahme an dieser Rubrik können wir jedoch eine „Veröffentlichung in den nächsten Heften“ nicht mit Bestimmtheit zusagen. 4. Freundschaftliche Gegengröße!

3. B. in H. Die Schlusspointe Ihres Gedichtes ist ganz hübsch, die Ausführung sollte jedoch zarter, poetischer vertieft sein. „W...“ L. in St. G. Die Worte: „Die schönen Tage in Kranzweg sind nun zu Ende“ stehen in Schillers „Don Carlos“, Scene I, erster Auftritt. — Verstanden? „Leonie“ in L. F. Michèle meint: „Schöner ist das Frauenzimmer, interessanter ist — der Mann!“

G. R. Lehrer in Ob. U. Eben erscheint „Meines kleinen Konversationslexikon“, welche, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 80 Lieferungen zu 30 Hg. Für Ihren Bedarf wählen wir Ihnen nichts Geeigneteres anzuzeigen.

„Dilettant“ in Ch. Dilettantismus ist nach dem Ausdruck eines weisen Mannes „Liebe zur Kunst ohne Gegenliebe“. Wir sind damit einverstanden.

O. St. in H. bei R. Die Militärpflicht beginnt mit dem 1. Januar des Kalenderjahres, in welchem der Wehrpflichtige das 20. Lebensjahr vollendet.

Josef L. in Landshut. Noch nicht ganz druckreif und auch viel zu lang; einer Ihrer Landsleute hat ungefähr dasselbe in folgende vier Zeilen zu fassen verstanden:

„Ni ra rum,
Die Madin mög'n die Bub'm,
Kum ri ra,
Die Bub'm die Madin a.“

„Defonon“ in A. L. V. Der Hausgarten als „Rergarten“ von Hugo Kalbe. Mit 36 Tafeln, enthaltend Entwürfe für kleinere und größere Gärten, Teppichbeete

und so weiter. Gersert, Verlag von J. Freyberger.

„Caligula“ in D. Rein. B. Liebig in München. Durch Beantwortung einer ähnlichen Zuschrift im Briefkasten von Heft 21 bereits zu sicherlich jede Würdigung besitzender Aussprache gebracht. Freundschaftliche Grüße!

„Bakos“ in R. Wenden Sie sich an Dr. Ernst Friedländer, Vorstand des „Wissenschaftlichen Pädagogiums für Kinder“ zu Vudennalbe, Preußen, und ersuchen Sie um Programm.

A. R. in R. bei B. Unter „Was giebt es Neues?“ in Heft 22 ausführlich behandelt. „Stammisch“ im „Völkhorn“ zu Nat. W. Die Verse: „Nun geht die Welt aus Rand und Band, Die Becken ziehn davon, Und mit dem letzten Hauchschrei schwand Der letzte Postillon“

finden sich Scheffels „Der letzte Postillon“. Josef H. in R. Ist nicht zulässig.

H. L. in B. Als „Großherzog von Warchau“ regierte Polen Friedrich August, König von Sachsen, von 1807—13.

Anfichtskarten von Rumänien, speziell Bukarest, taucht R. Figi, 20 Strada Decobol, Bukarest.

„Junger Abonnent“ in D. Wir sind all unsern Abonnenten gewiß gern gesellig; aber gleich 15 Fragen mit einemmal „ausführlich“ zu beantworten, das geht uns doch über die Kräfte. Wo sollten wir denn nur der Raum dazu hernehmen? 3. Ja. 7. Rein. 14. Ja, wenn die nötige Vorbildung dafür vorhanden ist. 15. Geschicklich nicht geklärt.

„Rätselsreue“ in Karlsruhe. „Mathematische Rätselsreue“, eine Sammlung von Geduldsproben, Rätseln und

Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur von Dr. H. Schubert. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 5.—. Das streng wissenschaftlich gehaltene Werkchen wird Sie sicher befriedigen.

Eugen R. in Elberfeld. Liebenswürdige Hauspoesie, mehr nicht. Alma Dreffel in Riga. Persönlichen Dank für Ihre wohlthuende Zuschrift und die freundlichen Wünsche und Bemerkungen für unser Blatt!

„Landwirt“ in Stadtl. 1. An was die Vergütung liegt, können wir von hier aus nicht beurteilen; die Hefte der „Ill. Welt“ erscheinen regelmäßig alle vierzehn Tage. 2. Von älteren Jahrgängen von „Ueber Land und Meer“ sind die Jahrgänge 1884 bis 1889 broschürt für M. 4.—, elegant gebunden für M. 10.—, der Jahrgang 1883 broschürt für M. 5.—, elegant gebunden für M. 11.— entweder durch Ihre Bezugsquelle oder direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart zu beziehen. 3. Durch unsern ärztlichen Mitarbeiter bereits beantwortet. 4. Sie haben uns das Datum des betreffenden Festtags nicht angegeben, so daß wir heute voranschicklich wohl zu spät kommen. 5. Gruß wärmstens erwidert!

F. R. in Weimar. Noch nicht ganz druckreif, wenn auch der tieferen Stimmung nicht entbehrend.

Fritz Hertt in Biel. Wenden Sie sich an die Redaktionen von „Wassersport“, Berlin; „Sport im Bild“, Berlin; „Gans“, deutsche nautische Zeitschrift, Hamburg; „Nautische Rundschau“, Wien; Sie werden im Anzeigenteil dieser Blätter sicher eine genügende Anzahl der gewünschten Hinweise finden.

R. H. in G. 1. „Was soll ich deklamieren?“ herausgegeben von Elise Henle.

Stuttgart, Levy & Müller. — „Zum Vortrag“, eine Sammlung deutscher Gedichte, herausgegeben von Elise Bartels. Verlag von Wiegandt & Grieben, Berlin. 2. Wenden Sie sich an die Redaktion von „Die Kunstschule“, Zeitschrift für die bildenden Künste, Berlin. 3. Uns nicht bekannt; vielleicht ist jemand aus unserm Leserkreis so freundlich, Ihnen Dichter und Text des Liedes anzugeben: „Rein Heimland, kein Mutterberg — Ein einsam und verlassen“.

Marian Rudolf Streit in Czernowiz (Landesregierung). Gern nehmen wir von Ihrer Mitteilung Notiz; daß mit April 1897 der Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina ins Leben getreten und bereits mehr als 1700 Mitglieder zählt — ein Beweis, wie groß das Bedürfnis nach solcher Vereinigung war, und wie viel Anerkennung diese schon gefunden, wirksam unterstützt durch die Monatschrift „Der Bukowiner Bote“. Möge Ihre Bitte um Beiträge zum „Hausaufsatz“, der wir hiermit die erbetene weitere Verbreitung geben, nicht ungehört verhallen.

H. in G. In geschwindigem Sinne war das ja selbstverständlich nicht gemeint; immerhin nehmen wir von Ihrer Mitteilung zu Händen des Einfenders dankend Notiz.

B. H. in Chemnitz. Wird brieflich beantwortet werden.

H. P. in Lausanne. Als für Ihren Zweck durchaus geeignete Geschenkbücher empfehlen wir Ihnen wärmstens: „Der Hirt“, eine Erzählung aus der Zeit Christi von L. Wallace. Gebunden M. 3.—. „Alopatra“, historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Gebunden M. 4.—. Beide Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Wenden Sie sich an Ihre Buchhandlung.